

# DUM

DAS ULTIMATIVE MAGAZIN. Jahrgang 21, No.: 85/2018

€ 3,30 >>> e-mail: dummail@gmx.at >>> www.dum.at

Mit Texten von Ursula Kiesling, Johanna Wurzinger, Harald Jöllinger u. v. a. \*\*\* Salon – aktuelle Veranstaltungsinformation



# NACHBAR

HILFE & KLAGE



Interview mit  
Thomas Mülitzer  
und Rezensionen

# INHALT

---

>> **3 Editorial**

---

>> **4 FROST IST NICHTS  
ALS DER TAU VON MORGEN**

Interview mit Thomas MULITZER

---

>> **8 Texte, Lyrik und Prosa**

Sayeb Habib KHAWADI, Ursula KIESLING,

Harald VOGL, Werner STANGL,

Martin PEICHL, Franz Friedrich KOVACS,

Barbara RIEGER, Marlene SCHULZ,

Luis STABAUER, Andreas PLAMMER,

Johanna WURZINGER, Brigitte THURNER,

Markus GRUNDTNER, Lea JEHLE,

Bas LINDGAARD, Andrea TRAVNIK,

Annemarie REGENSBURGER,

Stephan GROETZNER, Elisabeth DIMMINGER,

Harald JÖLLINGER

---

>> **37 flimmern.fischen**

---

>> **38 Die besten Seiten**

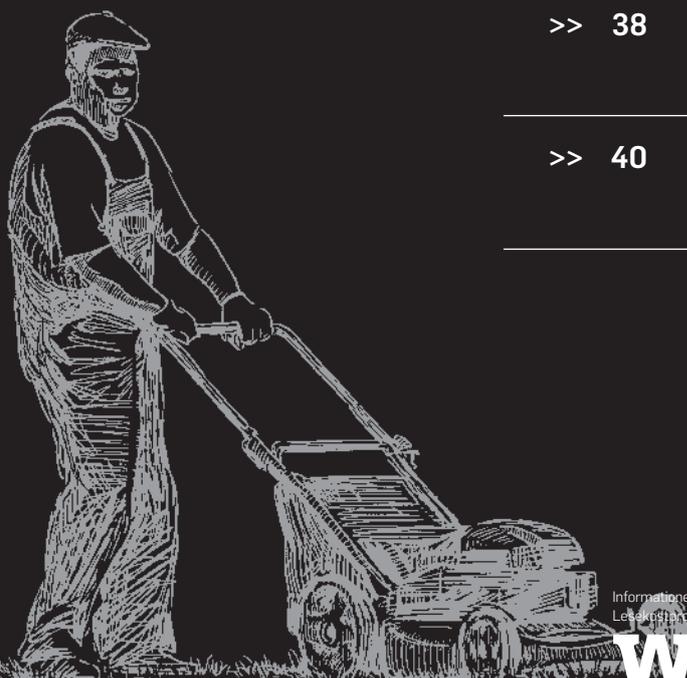
Rezensionen

---

>> **40 Salon**

Der aktuelle Veranstaltungskalender

---



Informationen, sämtliche bisher erschienene Rezensionen,  
Leserbriefe und noch vieles mehr unter:

**www.dum.at**

# EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser!

Willkommen im 26. Jahr von DUM – Das Ultimative Magazin! Wir befinden uns im Jahr NACH dem Jubeljahr! NACHbar – NACHred – NACHschlag und NACHT sind die Schwerpunktthemen dieses Jahres! Für die vorliegende Ausgabe zum Thema „Nachbar – Hilfe & Klage“ hat uns eine unerwartet große Anzahl an hochqualitativen Einsendungen erreicht, aus der es schwieriger denn je war, die für uns subjektiv besten auszuwählen.

Aus diesem Grund haben wir die ab DUM 85 geplante Doppelseite mit Beiträgen, die uns ausgewählte Autorinnen und Autoren zum 25. Geburtstag geschenkt haben, um zumindest eine Ausgabe verschoben.

Und noch etwas – das Thema „Nachbar“ hat viele Facetten. Wir alle haben in den letzten drei Jahren viele neue Nachbarn bekommen, Menschen, die oft lieber gar nicht unsere Nachbarn geworden wären. Einer dieser neuen Nachbarn, Sayed Habib Khawadi, hat uns einen Beitrag (Seite 8 & 9) über seine alte Heimat Afghanistan geschickt.

Ein abwechslungsreiches, spannendes und unterhaltsames Lesevergnügen wünscht

das  
DUM-Team



Markus Köhle

Wolfgang Kühn

Martin Heidl

Foto: Ulli Paur

## THEMEN DER NÄCHSTEN AUSGABEN:

**DUM 87: NACHSCHLAG – Brot & Prügel**

Einsendeschluss: 15. Juli 2018

**DUM 88: NACHT – Schlaf & Vogel**

Einsendeschluss: 15. September 2018

Die Zeichnungen in DUM 85 stammen von Oleg Estis (Seite 19 + 25) sowie Eckholz (Seite 16 + 21).

# FROST IST NICHTS ALS DER TAU VON MORGEN

Interview von MARTIN HEIDL

Ein Tag in Salzburg, 14. März 2018, – Aschermittwoch und Valentinstag in einem; wie soll das zusammengehen?

Winterlich kalt, sonnenscheinlich fröhlich; diesmal (das letzte Mal war vor 15 Jahren) auf der Rückseite des Bahnhofes in die Stadt eingetaucht; landete bei einer freundlichen älteren Dame, die mich in die Wolf-Dietrich-Straße geleitete – dort im „GustaV“ einem stilsicheren Wohnzimmerlokal erfrischt, von dort weiter ins „Fingerlos“, zugegeben mit besten Torten bestückt, allerdings mit musischer Unruhe und Schnöseligkeit verziert, um schließlich im stimmungsvollen „Shakespeare“ Thomas Mülitzer zu treffen.

**DUM: Thomas Mülitzer, unlängst erst in Steyr eine Lesung aus deinem ersten Roman „TAU“ zum Besten gegeben?**

Ja, das war im AKKU, einem Kulturzentrum in Steyr, wo ich gemeinsam mit Petra Piuk gelesen habe. Sie hat ihren Roman „Toni und Moni, oder: Anleitung zum Heimatroman“ vorgestellt, und zwischendurch hat eine Schlagersängerin Gabalier-Covers zum Besten gegeben – zum Glück nicht ganz ernst, sondern mit einem Augenzwinkern.

**DUM: TAU, ein Heimatroman?**

Eher ein Anti-Heimatroman, weil ich meine – tatsächliche und literarische – Heimat zwar beschreibe, aber eben auch dekonstruiere.

**DUM: Woher kommt's; die Verbindung von Thomas Bernhards „Frost“ und deinem Debütroman?**

Ich bin in Goldegg im Pongau aufgewachsen, und meine Großeltern hatten ein Gasthaus im Ortsteil Weng. So heißt auch der Schauplatz von „Frost“, und Thomas Bernhard war tatsächlich des Öfteren Gast bei meinen Großeltern. Die Veröffentlichung hat im Ort eine Unruhe ausgelöst, wie es Bücher heute nur noch selten vermögen. Aufgrund dieser persönlichen Verbindung hab ich schon früh Thomas Bernhard gelesen. „Frost“ stand bei meinen Eltern zu Hause im Bücherregal, das Thema war immer präsent, aber die Idee, einen eigenen Roman über Weng zu schreiben, kam mir erst vor circa zwei Jahren. Der ursprüngliche Gedanke war, die Eiswände, die Thomas Bernhard rund um den Ort platziert hat, aufzutauen.

Nachdem ich „Frost“ zum ersten Mal gelesen habe, hat es noch Jahre gedauert, bis ich verstand, wie prägend und wichtig das Buch eigentlich für mich ist. Nach der Matura im BORG St. Johann im Pongau hab ich den Zivildienst absolviert und bin im Anschluss daran nach Graz gegangen, um zu studieren. Einerseits Germanistik – fürs Herz – und andererseits BWL – fürs Geld –, was im Nachhinein natürlich eine irrsinnige Idee gewesen ist. BWL hab ich nach einem Semester aufgegeben, Germanistik nach zwei. Das Gute an Graz war, dass ich Leute kennengelernt hab wie Paul Pizzera. Damals sind wir im Café Harrach gesessen und haben uns

gefragt, was wir mit unserem Germanistikstudium anfangen sollen – vom heutigen Standpunkt aus hat es uns anscheinend doch was gebracht. Ein anderer Kollege hat damals an einem Roman im Stile Kerouacs geschrieben, er war schon Ende 20, und ich hab mir gewünscht, dass ich mit einem Schlag zehn Jahre älter wäre, dann hätte ich auch genügend Lebenserfahrung, um zu schreiben, und heute bin ich auf einmal zehn Jahre älter und halte tatsächlich meinen Debütroman in Händen.

**DUM: Du hast also keine Zweifel gehabt?**

Das Zweifeln gehört untrennbar zum Schreiben dazu. Viele große Künstler sind mit 27 gestorben: Jimi Hendrix, Janis Joplin, Amy Winehouse. Ich hab mit 27 erst angefangen zu leben, ich war davor tot. Ich hab also meinen eigenen *Klub 27* gegründet. Mit 27 loslegen, das ist doch besser als umgekehrt!

**DUM: Welche Rolle spielte die Übersiedlung nach Salzburg?**

Erst in Salzburg hab ich Struktur in mein Leben gebracht. Ich hab meinen Master im Studiengang „MultiMediaArt“ gemacht und vor zweieinhalb Jahren mit dem Trinken aufgehört. Seitdem hab ich viel mehr Zeit für die wichtigen Dinge im Leben und generell mehr Energie. Ich arbeite als Texter und Lektor und lebe mitten in der Stadt, einerseits mit der wunderbaren Aussicht auf den Gaisberg und andererseits mit Blick auf ein Laufhaus und den ehemaligen Straßenstrich, eine reizvolle Mischung.

**DUM: (Lisa-Viktoria Niederberger – kommt zu unserem Tisch und begrüßt Thomas Mülitzer ...) Eine Kollegin?**

Ich hab Lisa im Rahmen der Arbeit am Sammelband „X“ kennengelernt, der von der Salzburger Literaturzeitschrift *mosaik* herausgegeben wurde. Gemeinsam mit Birgit Birnbacher hatten wir vor ein paar Jahren einen Auftritt im Literaturhaus Salzburg. Die beiden haben gelesen und ich hab Gitarre gespielt. Das war auch ein Schlüsselmoment für meinen literarischen Werdegang, meine Mundartsongs neben literarischen Texten und der Kontakt zu anderen Schreibenden in Salzburg.



Foto: Martin Heidl

**DUM: Wie hat dich die Verlagswelt gefunden?**

Eines Tages hab ich ein E-Mail vom Verlag Kremayr & Scheriau bekommen, eine Empfehlung von Birgit Birnbacher war da sicher nicht ganz unbeteiligt. Sie haben mich gefragt, ob ich gerade an etwas schreibe, und ich hab ihnen die ersten 20 Seiten von „Tau“ geschickt. Mehr hatte ich da noch nicht. Relativ bald haben wir uns auf eine Deadline geeinigt – ich sollte in einem Jahr fertig sein. Das war zwar viel Arbeit, aber es war zu schaffen. Mit „Tau“ wollte ich Weng ein weiteres literarisches Denkmal setzen und dem nachspüren, was hätte sein können. Außerdem wollte ich mich während des Schreibprozesses selbst besser kennenlernen, etwas über mich erfahren, das ich noch nicht wusste. Am Anfang war es eher ein Experiment, Themen aus „Frost“ aufzugreifen und mit Bernhards Stil zu spielen, dann habe ich meine eigene Sprache für dieses Werk gefunden.

**DUM: Wo und wie schreibst du?**

Das schwierigste ist für mich, Zeit zum Schreiben zu finden. Das ist ein täglicher Kampf gegen Ablenkungen und ein ewiger Kompromiss. Üblicherweise schreibe ich bei mir zu Hause am Schreibtisch. Ohne Disziplin und Regelmäßigkeit geht wenig voran – da hat mir die Deadline für „Tau“ sehr geholfen. In den letzten Wochen bin ich jeden Tag früher aufgestanden, um vor meiner Erwerbstätigkeit ein paar Zeilen in den Laptop zu hauen. Wenn ich unterwegs bin, habe ich ein Notizbuch dabei, in dem ich Gedanken und Erlebnisse, aber auch Songtexte niederschreibe.

**DUM: Apropos Songtexte. Du bist nicht nur ein Autor, sondern auch Musiker?**

Ich hab in einigen Punkbands Gitarre gespielt und gesungen, mein derzeitiges Lieblingsprojekt ist eindeutig „Two on Glue“, ein Mundart-Duo, das mittlerweile zum Trio avanciert ist. Darum werden wir uns in Kürze auch in „Glue Crew“ umbenennen. Wolfgang Posch, manchen vielleicht als mehrmaliger Gewinner des Red Bull Gstaanzl Battles bekannt, Bernhard Breidler und ich machen Mundart-Punk mit vielen stilistischen Einflüssen und werden im Laufe des Jahres unser zweites Album rausbringen.

**DUM: Wieder zu TAU. Dein Roman ist ebenso wie FROST in 27 Tagen aufgebaut. Am 12. Tag steht folgendes:**

**„Meine Antworten sind nichts als Fragen.  
Meine Blasphemie ist nichts als Masturbation.  
Frost ist nichts als der Tau von morgen.“**

Jede Aufarbeitung ist immer nur ein Annähern, ein Herantasten. Nichts, was geschrieben steht, ist wahr, weil es in der Natur des Schreibens liegt, zu verfremden, zu abstrahieren, herunter zu brechen. Ich kann nichts objektiv erklären, nur Anspielungen machen, neue Fragen aufwerfen.

Blasphemie bezieht sich einerseits auf das Abarbeiten an Thomas Bernhard, der nach seinem Tod zu so etwas wie einem Heiligen der österreichischen Literatur geworden ist. Andererseits spielt auch die Kirche eine große Rolle in meinem Buch, was ursprünglich überhaupt nicht beabsichtigt war. Dann ist mir klar geworden, wenn man über Weng schreibt, kann man gar nicht anders, als über die Kirche zu schreiben. Sie ist der Mittelpunkt des Dorfes, hier treffen sich die Leute, viel mehr gibt es nicht.

Einige Geschichten im Buch sind von wahren Begebenheiten inspiriert. Die Geschichte über die Partisanen vom Böndlsee etwa, der in meinem Buch Furchensee heißt, wirkt bis heute nach. Es hat zum Beispiel 70 Jahre gedauert, bis am Friedhof in Goldegg neben dem Kriegerdenkmal auch ein Andenken an die Deserteure zu finden ist. Langsam lösen sich die Eisblöcke auf. Es taut.

**DUM: Wieviel Fiktion ist im Roman?**

Ich habe mich bewusst an meinem literarischen Vorbild orientiert und mit den Stilmitteln der Übertreibung und Zuspitzung gearbeitet. Einige Figuren sind realen Vorbildern nachempfunden, und obwohl ich sie stark verfremdet habe und nicht unbedingt eine direkte Verbindung herstellen wollte, werde ich laufend darauf angesprochen, ob jene Figur nicht dieser Ortsbewohner sei etc. Um das zu verhindern, habe ich Passagen ins Buch integriert, die explizit auf diese Verwechslungsgefahr Bezug nehmen.





Foto: Martin Heidl

## THOMAS MÜLITZER

### »»» DUM: Die Signatur Bernhards als herausgerissene Seite?

Die kommt im Buch vor, aber da muss ich dich enttäuschen – das ist fiktiv.

### DUM: Ich finde die Gestaltung des Buches sehr schön.

Mit der Gestaltung bin ich auch sehr zufrieden, besonders der Einband in Holzoptik hat es mir angetan. Eine solch liebevolle und detailverliebte Gestaltung sieht man selten, da hat der Verlag wirklich hervorragende Arbeit geleistet.

### DUM: Dürfen wir mit einem neuen Roman rechnen?

Für mein erstes Buch hatte ich das ganze Leben Zeit. Beim zweiten wird es wohl schneller gehen. Außerdem steht „Tau“ ein Zitat Bernhards voran: „In das erste Buch, da schreibt man alles hinein.“ Da jetzt vieles draußen ist, kann ich mich neuen Themen widmen, eine Materie fokussieren, ohne alles hineinschreiben zu müssen. Derzeit sammle ich Ideen, warte ab und lasse es rausfließen, wenn die Zeit gekommen ist.

### DUM: Thomas Mülitzer, vielen Dank für das Gespräch.

#### Eine Frage noch: Auf der Homepage deiner Band habe ich vom Krafttier RABE gelesen. Was hat es damit auf sich?

Eine Freundin von mir ist Schamanin, sie beschäftigt sich mit keltischen und fernöstlichen Riten und bietet zum Beispiel auch schamanische Wanderungen auf den Untersberg an. Da ich in dieser Hinsicht eher skeptisch bin, hat sie mir angeboten, mit mir in die Anderswelt zu reisen, um mein Krafttier zu finden. Von Räucherduft und Trommelklang begleitet, hab ich in der Anderswelt jedes Tier, das ich getroffen hab, gefragt, ob es mein Krafttier werden will. Tiger, Bär und Katze sind weggelaufen, erst der Rabe ist geblieben und hat sich auf meine Schulter gesetzt. Das wirklich Seltsame ist am nächsten Tag auf meinem Weg in die Arbeit passiert: Vor einem Wirtshaus hat ein Rabe Kotze vom Asphalt gefressen. Als er mich bemerkt hat, flog er auf einen Zaunpfahl und schaute mich lange an, ohne wegzufiegen. Der Rabe ist das einzige Krafttier, das in die Anderswelt reisen und von dort wieder zurückkehren kann. Vielleicht passt das tatsächlich zu mir: Ich war im Frost und berichte davon. Ich esse Kotze und spucke einen Text aus.

### DUM: Danke und alles Gute ...

### ERSTER TAG

Das Schreiben besteht ja nicht nur aus dem Hirnwichsen und den Bewegungen der Hand, aus dem ewigen Grübeln, dem Zermartern und Zweifeln, es besteht wirklich nicht nur aus der stolzen Einsamkeit und dem Flüchten in eine Fantasiewelt. Das Schreiben ist nicht nur das: die Unlust, zum Bruttosozialprodukt dieses Landes etwas anderes beizutragen als einen in die Luft gereckten Mittelfinger. Auch besteht es nicht aus dem Nachforschen und Häuten, dem Hinrotzen von Gespinsten und dem maßlosen Verstümmeln unverfälschter Unschuld, wie wenn man einem Neugeborenen noch im Kindbett beide Arme abhackt. Jede Seite dampft vor Schweiß, jeder Satz ist fleischgewordenes Talent, und die Spur des Rotstifts gleicht den Spritzern frischen Babybluts. Aus der Gier nach Ruhm allein kann das Schreiben auch nicht bestehen, nicht aus dem, dass ich sage „Ich bin Schriftsteller!“ und wochenlang vor weißen Blättern hocke. Das Schreiben ist ja nicht nur eine Kur für den Geist, für das Begreifen und Sinnieren. Das Schreiben muss auch mit außergeistigen Tatsachen rechnen und mit lästigen Möglichkeiten wie der Realität. Mein Vorhaben, das Überschneiden des Lebensweges meiner Großeltern mit jenem eines lungenkranken Literaten zu erfassen, zwingt mich dazu, mich mit solchen Tatsachen und Möglichkeiten auseinanderzusetzen. Meine elfenbeinerne Umgebung zu verlassen und aufs Forschungsfeld zu wandern. Schichten freizulegen und die Funde sauber zu vermessen. Wie wenn man ein Dinosaurierskelett ausgräbt. Und mit Schichten meine ich den Schutt der Zeit, der sich über alles legt wie im Herbst Blätter auf das Gras und dann im Winter Schnee und Eis. Und es kann ja sein, dass das Außergeistige, also das, was außerhalb unseres Wahns liegt, außerhalb des fiktionalen Rahmens tuberkulöser Aufzeichnungen, dass diese jahrzehntelange Vermutung jahrzehntelange Wahrheit ist. Es kann ja durchaus sein, dass das Schreiben im Leben stattfindet und nicht umgekehrt.

### ZWEITER TAG

Ich wollte mit dem Auto fahren. Aber Professor Lavie meinte, da könne der Archäologe die Kelle ja gleich ins Parkett seines Wohnzimmers rammen. Also bin ich zum Bahnhof gegangen und hab den Elfuhrzahnzug genommen, gezwungenermaßen. Die Kopfhörer waren schon eingestöpselt, da besann ich mich auf den Zweck dieses Unterfangens, nahm sie ab und schaute mich um. Die Menschen im Großraumabteil schienen normal auszusehen.

- 
- > **Thomas Mülitzer**, geb. 1988, aufgewachsen in Goldegg / Pongau, lebt und arbeitet als Texter und Lektor in Salzburg. Absolvierte das Masterstudium MultiMediaArt an der FH Salzburg. Macht Musik als Singer-Songwriter, im Mundart-Duo und in diversen Punkbands. „Tau“ (Kremayr & Scheriau) ist sein erster Roman. [www.twoonglue.com](http://www.twoonglue.com)
-

## TAU (ROMANAUSZUG)

---

Studenten, die übers Wochenende nach Hause fuhren, Familien, Pensionisten. Nichts Auffälliges. Aber noch waren wir in Stadtnähe, noch stiegen Leute aus und zu, und der Flachgau zog, wie es sich für ihn gehört, flach am Fenster vorüber. Also wartete ich ab, schlief sogar ein wenig. Die Stopps wurden seltener und die Aussicht zunehmend unwirtlich. Ich hatte das Buch dabei, und als ich es aus dem Rucksack nahm, kroch ein Frösteln über meinen Rücken. Der Himmel war weg, Felswände auf beiden Seiten. Jetzt überschreiten wir die Grenze, dachte ich, und so fühlte es sich auch an, wie der Eintritt in ein anderes Land, ohne Sonne oder Gastlichkeit. Die Gleise verliefen dicht am Gestein vorbei, ich hatte die verdreckten Grasbüschel darauf von meinem Fenster aus berühren können, auf der anderen Seite brodelte der Fluss. Rechts und links nichts als Kälte. Wie er es beschrieben hatte. Ich fühlte ein unbehagliches Grollen in mir aufsteigen und ein Gefühl der Verbundenheit mit einem Toten, der dieselbe Reise vor über fünfzig Jahren antrat. Mir war schlecht. Ich rang nach Atem. Dann stieß ich auf, und es ging besser. Nach zehn Minuten ließen wir das Gebirgsmassiv hinter uns, und die Sonne schien, als wäre nichts geschehen. Mir schräg gegenüber saß ein Mann, der eine Wurstsemmel aß. Ich versuchte, eine Vulgarität in dieser scheinbar alltäglichen Handlung zu erkennen, ein Schlingen, Stopfen oder Würgen, irgendeinen primitiven Aspekt des In-die-Semmel-Beißens, ein wüstes Fressen oder Schmatzen, aber vergebens. Kein viehisches, nationalsozialistisches, katholisches Gebären trat hervor. Er war ein Mann, und er aß eine Wurstsemmel. Nichts weiter. Am Bahnhof fühlte ich mich seltsam heimisch. Die Trafik, in der ich nie Zigaretten gekauft, das Bahnrestaurants, in dem ich nie gegessen, die Menschen, die ich nie gekannt hatte. In Gedanken war ich kurz weit fort, in irgendeiner durchkreuzten, abgehakten Großstadt. Dann wieder zurück. Gestrandet am Kap des Heiligen Vinzenz kletterte ich die Böschung hoch. Das Ende der Welt ist gleichzeitig ihr Anfang. Mein Großvater konnte mich nicht abholen, weil mein Onkel ihm das Autofahren verboten hatte, was er ganz und gar nicht verstehen konnte, war er doch sein Leben lang – bis auf zwei, drei rauschbedingte Abstürze in Gebirgsbäche – völlig unfallfrei gefahren. Also nahm ich den Bus. Im Innergebirg verkehren die öffentlichen Verkehrsmittel in ausgedehnteren Intervallen als anderswo, nicht weil die Uhren hier langsamer laufen würden, sondern weil es nichts gibt, wohin man fahren könnte. Die Leute fahren mit dem Auto zur Arbeit und mit dem Auto nach Hause, sie fahren mit dem Auto zum Wirten und mit dem Auto nach Hause. Und die Kinder werden in der Früh in einen Bus gezwängt und in die größeren Nachbarorte verfrachtet, wo man versucht, Wissen in ihre Köpfe zu stopfen. Zu Mittag oder am Abend, je nachdem, wann die Köpfe gefüllt sind, werden sie zurückgekart, die Finger voller Filzstiftstriche und die Achseln sauer dunstend. Dazwischen kräht ab und zu ein Hahn, und die Alten zetern auf der Hausbank. Die Wartezeit von fünfundvierzig Minuten verbrachte ich im Cafe

auf der anderen Straßenseite. Vom Fenster aus konnte ich die braune Suppe von einem Fluss sehen, die jeden Abfall mit sich reißt und an die Ufer ferner Städte spult. Treibholz, Plastikflaschen, Ratten. Ich trank ein kleines Bier. Auch am Tresen tranken sie Bier, obwohl erst früher Nachmittag war. Der vertraute Klang des Dialekts machte mir die Männer augenblicklich sympathisch. Ich hörte ihnen zu, aber ich gehörte nicht dazu. Ich vertiefte mich ins Buch. Von einer Blutspur las ich und von Staub am Ärmel, von Brotbrocken und Schnee. Im Cafe war es schwül wie in einem Schweinebauch. Die Kellnerin hielt den Organismus am Leben, indem sie Bier zu allen Zellen pumpte. Die Männer lachten, wie man nur lachen kann, wenn man untertags schon ange-trunken ist und die nächsten Tage ohne Verpflichtungen weiter-trinken kann. Ich war ein Eindringling in diesem Mikrokosmos, nur ein Virus auf der Durchreise. Im WC hatte jemand ins Piss-oir gekotzt. Ich zahlte und ging. Schwemmgut, das flussaufwärts treibt, ist ein schlechtes Omen.

Der Bus überquerte die Ache. Schon von Weitem sah ich das Krankenhaus, wo sie im Winter den verunglückten Skifahrern reihenweise die Füße absägen und die Ordensschwwestern dem Leit-spruch ihres Schutzpatrons folgend Liebe in die Tat umsetzen. Die Liebe der Ordensschwwestern bekamen über Jahre hinweg auch die Schülerinnen der angeschlossenen Haushaltungsschule zu spüren, die im Internat jeden Abend das Nachthemd hochheben mussten, um zu beweisen, dass sie keine Unterwäsche trugen. Dabei wurden ihre Vaginen penibel auf Pilz- und andere Infek-tionen untersucht. Auch das Schlafen auf dem Bauch war streng-stens verboten, da durch Reibung an der Matratze sexuelle Er-regung ausgelöst werden konnte. Als ich Jahre zuvor in diesem Krankenhaus meinen Zivildienst geleistet hatte, trugen wir aus Protest keine Unterhosen, um in Kombination mit der weißen Dienstkleidung einen bleibenden Eindruck bei den liebestollen Nonnen zu hinterlassen. Die alte Lungenheilanstalt thronte noch immer am Fuße des Berges. Im Gegensatz zu früher siechten die Kranken nicht mehr in einer halbverfallenen Liegehalle, sondern vegetierten in modern gestalteten Räumlichkeiten dahin, die mit allen Annehmlichkeiten ausgestattet waren, die sich die Todge-weihten des 21. Jahrhunderts nur wünschen konnten. Kabelfern-sehen bis zum allerletzten Augenblick. Verrecken am Puls der Zeit. Dem Schatten des Heukarecks entkommen, tauchte der Bus in den nächsten, noch dunkleren Schatten ein. Der Tiefgraben führt vom Luftkurort nach Weng. Die Straße war gerade breit genug für den Bus und zog sich wie eine vernarbte Stichwunde durch die Landschaft. Weng kommt von wenig. Und viel darf man sich wahrlich nicht erwarten, wenn man die Reise ins Hinterland des Innergebirgs auf sich nimmt. Ich war mit wenig aufgewachsen und das Wenige hatte mir nie gereicht. Jetzt kam ich zurück, mit weniger in den Händen als bei meiner Abreise. Ich stieg aus dem Bus in die frische Alpenluft und hörte den Wasserfall plätschern. Weng, Heimat hasserfüllten Herzens.



## SAYED HABIB KHAWADI

---

### AFGHANISTAN

#### Hungernden Nahrung zu geben ist ein Gebet

Afghanistan ist ein Land, in dem die Waffen sprechen. Die Erde ist blutgetränkt, es ist ein Land in dem die Kinder Angst vor dem Tageslicht haben, weil sie fürchten, Zeugen eines neuen Krieges zu werden.

Wenn ich über Afghanistan spreche, ist Krieg der erste Gedanke, der den Menschen in den Sinn kommt. Es ist das Land einer verzweifelten Frau, die ihr vaterloses Kind ernähren wollte, aber weil sie eine Frau ist, fand sie keinen Job. Sie verkaufte sich selbst und wurde eine Prostituierte. Ihr Geheimnis wurde aufgedeckt und sie von den Händen eines unbarmherzigen, fanatischen, zornigen Mobs zu Tode gesteinigt. Überraschender Weise schrie die Menge dabei „Das geschieht zum Willen Gottes“.

Wenn man mich fragt, bedeutet das „Macht Gott froh“ und das ist wahr, weil jedermann fähig ist, sich seinen eigenen Gott zu erschaffen.

Gott ist der Spiegel deiner Gedanken.

Gott ist das, was du denkst und zweifellos wirst du eines Tages damit konfrontiert werden.

Soweit ich weiß, ist das Universum ein großes Projekt und alle Geschöpfe arbeiten daran. Niemand weiß, welche Richtung das Universum einschlägt, was die Absicht und das Ziel ist und wie es in einer Billion Jahren sein wird. Alles, was wir sehen, sind lebende Wesen, lebendig beschäftigt mit irgendetwas, besonders die menschlichen Wesen. Es sieht so aus, als hätte jeder von uns die Pflicht etwas zu tun. Ich weiß nicht, ob das richtig ist oder nicht, aber wir alle, die an diesem Projekt teilnehmen, entwickelten es bis hier her. Jeder Fortschritt hier oder irgendwo anders beeinflusst das gesamte Universum und ebenso umgekehrt, jedes Unheil fügt dem ganzen Universum Leid zu.

Wie kann jemand, der keine Kenntnis von Gott hat, sich erdreisten, sich über Gottes Willen zu stellen und jemandes Leben nehmen?

Hungernden Nahrung zu geben ist ein Gebet.

Liebe Zarguna! Deine Mutter wurde durch die Hände dieser Wölfe gesteinigt, aber weine nicht, du Liebe. Sie ist jetzt in Frieden und umhegt von den Engeln im Himmel, sie wurde ein Gebet für die Menschlichkeit. Sie wacht über deine Tage und Nächte. Sie unterstützt dich beim Heranwachsen, hilft dir dein Leben zu leben und eines Tages wunderbare Kinder zu haben. Denke niemals an Vergeltung, nur so wirst du das Lächeln deiner Mutter und das Lächeln der Engel im Himmel sehen können!

Wenn du an Vergeltung denkst, wird sich ein dunkler Schatten in deinem Herzen einnisten, er wird deine Unschuld zerstören, bis deine Liebe und deine Weichherzigkeit verschwinden.

Das ist das Land, in das ich geboren wurde, aber hier in Österreich bin ich meilenweit entfernt von dir. Dir gehört mein Herz und meine Unterstützung, du hast meine Stimme, mit der ich für deine Rechte aufstehen werde, gegen deinen Kummer und dein Leid.

Zarguna ist eines der Kinder, die an einer Realität leiden, über die die meisten Menschen in Afghanistan Bescheid wissen, *über die sie aber ihren Mund verschlossen halten.*

In einer anderen Region, in Kandahar, einer südlichen Provinz in Afghanistan, kauft der Vater bei der Geburt eines Sohnes ein Gewehr als Geschenk und flüstert ihm zu, es, wenn es notwendig wird, zu gebrauchen. Man nennt das „Schutz“. Schutz des Lebens. Der Junge wird keine Ahnung haben, wozu um alles in der Welt er die Waffe brauchen wird. Aber allmählich wird er den Gebrauch erlernen und bemerken, dass Menschen sich auf ihn verlassen. Es ist nicht angemessen, dem Vater oder dem Sohn dieses Verhalten anzulasten, weil es über Generationen hinweg so gewesen ist. In einem Wunderland ohne jegliches Recht ist es tatsächlich ein angebrachtes Verhalten. Man muss sich und seine Familie schützen und dazu muss man als Lebensversicherung möglicherweise manch kostbaren *Schatz von sich oder seiner Familie opfern, Schätze wie Liebe, Begnadigung oder Einfühlungsvermögen.*

- 
- > **Sayed Habib Khawadi**, geboren 1977 in Mazar-i-Sharif / Afghanistan, lebt derzeit in Maria Langegg / NÖ. Verheiratet, Vater von vier Kindern. Studium an der Medizinischen Universität, musste dieses aufgrund des Bürgerkrieges und privater Probleme nach drei Semestern jedoch abbrechen. Arbeitete danach im Geschäft seines Vaters und später im Rahmen der ISAF (International Security Assistance Force) als Übersetzer für die US-Armee.
-

---

Es ist offenkundig, dass die Anführer für das Verhalten der Anhänger zur Verantwortung zu ziehen sind. Was auch immer in einer Gesellschaft Falsches auf Basis der Gesetze passiert, es ist der Fehler der Leitung, die die Menschen nicht leiten oder führen kann oder keine Ahnung von Führung hat.

Die Trunkenheit der Macht hat ihre Gehirne geleert und die Lust der Gier beschädigte ihre Weisheit, das Umzingelt sein von Verrätern machte sie grausam. Sie haben die Freiheit Gesetze zu erlassen, Leben zu nehmen und sich zu verhalten wie Gott. So beginnt das Elend und es begann in Wirklichkeit vor langer Zeit. Diejenigen, die diese Situation akzeptieren, werden überleben, die anderen werden sterben oder verschwinden.

Ich hörte einmal, dass die Menschen im Norden in der Stadt B und T und in den Dörfern rundherum aus Armut begannen Gras zu essen. In einer anderen Stadt leben die Menschen in Höhlen, weil sie keine Häuser oder kein anderes Obdach haben um sich auszuruhen und die Regierungsvertreter hielten das geheim, weil sie sich schämten. Unverschämter- und schamloserweise sind die Kleider, die er (*der Anführer*) trägt, aus feinsten China-Seide, geschneidert in Italien, sie kosten mehr als zweihunderttausend Dollar. Die Uhr, die er an seiner Hand trägt, kostet eine Million Dollar. Als Medienleute ihn fragten, woher er das ganze Geld habe, antwortete er stolz, er hätte es von seinem Vater geerbt. Niemand traute sich zu fragen, woher sein Vater all das Geld hatte.

Wenn in einer Familie ein Kind unter Armut leidet, dann ist klar, dass auch die Eltern leiden. Sie ertragen es nicht, ihr Kind leiden zu sehen. Sie werden alles tun, um diese Armut aus der Welt und aus ihrem Leben zu schaffen. Die Anführer eines Landes sollten wie Eltern für ihr Volk sein. Wie kannst du es wagen in einem Luxuspalast zu leben, während deine Kinder unter solcher Armut leiden und kein Obdach haben?

Lasst mich das erzählen!

Lasst mich diese immer noch verborgenen Geschichten enthüllen!

Tadelt mich nicht, es ist auch eure Pflicht!

Hätten unsere Väter oder Großväter all das erzählt und all die Geheimnisse offenbart, hätten sie sich gegen die

Grausamkeiten gestellt, dann hätten ihre Kinder heute ein besseres Leben.

Mehr als vier Millionen MigrantInnen leben in benachbarten Ländern. Sie zählen die Sekunden, bis sie wieder in ihr Heimatland zurückkehren können. Vergessen wir diejenigen, die in Europa oder in anderen zivilisierten Ländern sind. Für Regierungsvertreter ist es eine ganz einfache Sache, alles scheint in Ordnung zu sein. Es ist, als würde nichts passieren und sie sagen, alles sei unter Kontrolle und brauche Zeit.

Was George McDonald sagte, könnte wahr sein: „Es liegt nicht in der Natur der Politik, dass die besten Leute gewählt werden sollen, die besten Leute wollen ihre Mitmenschen nicht regieren.“ Aber sicherlich ist es wahr, was Shakespeare sagte: „Was für eine schreckliche Epoche, in der Idioten die Blinden führen.“

Ich wünschte, jeder von uns hätte das Wissen und das Verständnis, wie man mit Verschiedenheit umgeht und wie man mit Fakten und Taten umgeht und fände eine Lebensmöglichkeit, die sich in zwei Sätzen zusammenfassen lässt:

Eine Methode zu entdecken, für sich selbst ein gutes Leben zu führen und eine Methode, um gut in einer Gemeinschaft zu leben. Das ist die Zusammenfassung, das sind die Fakten und der ganze Wille der Religionen durch alle Zeiten.

*(Übersetzung aus dem Englischen:  
Johanna und Gabrielle Erd)*





## URSULA KIESLING: ZEITLUPE

---

Bevor die Lift-Tür ins Schloss fiel, wurde sie wieder aufge-  
rissen und ein älterer Herr quetschte sich zu mir in die  
Kabine. Es waren ein paar Monate seit meinem Einzug ver-  
gangen. Ich freute mich auf einen ruhigen Abend und woll-  
te gerade in mein Stockwerk fahren. Der Aufzug war wahr-  
scheinlich einmal erneuert und mit Sicherheitstüren aufge-  
rüstet worden. Die Teile passten nicht zu einander und nun  
hüpfte das ganze Gefährt zur Begrüßung mit seinen Fahr-  
gästen jedes Mal auf und ab.

Ich erkannte den Herrn als einen Mitbewohner aus dem  
Dachgeschoß. Er begann grußlos zu reden, als wären wir  
alte Bekannte und hätten uns am Beisl ums Eck nur eben  
kurz getrennt: Bei den bevorstehenden Wahlen werde sein  
Favorit mit überragender Mehrheit gewinnen, dafür Sorge  
er persönlich.

Es war, wie die Medien berichteten, völlig unwahrschein-  
lich, dass ein Kandidat eine überragende Stimmenmehrheit  
bekommen würde. Die Lift-Tür fiel ins Schloss. Die Stim-  
menmehrheit, sagte der Mann, habe er visualisiert. Nichts an-  
deres sei nun zu tun, als die Vision Realität werden zu lassen.  
„Auf der Welt ist zu wenig Liebe. Die Liebe muss siegen.“,  
sagte er.

Der Lift hüpfte. Ich gab ihm zwei Sekunden Zeit, dann drück-  
te ich den Knopf für mein Stockwerk. Im Zeitlupentempo fal-  
tete sich die Sicherheitstür zwischen die Welt und uns.  
„Bravo!“, sagte der Mann. In siebzehn Jahren sei es ihm nie  
gelingen, den Lift mit einem einzigen Drücken in Gang zu set-  
zen. Es sei, sagte der Mann, ein Wahnsinn, was der Mensch  
der Welt angetan habe. Das müsse wieder gut gemacht wer-  
den. Darum habe er eine Stiftung ins Leben gerufen, die der  
Umwelt dienen und dem drohenden Klimawandel entgegen  
wirken würde. Auch das sei ein Dienst der Liebe.

Vom Entschluss, abzuheben, bis zur Ankunft im dritten  
Stock – das Mezzanin nicht zu vergessen – brauchte der Lift  
unendliche 37 Sekunden. Ich zählte mit. Neben mir wuch-  
sen die Prozentzahlen an Wählerstimmen, die der Nachbar  
im Dienst der Liebe lukrieren wollte, ins Phantastische.

„Wollen wir wetten?“, fragte er und hielt mir seine Rechte  
unter die Nase.

Die Aufzugskabine war eng, die Fahrt nahm kein Ende. Ich  
schlug in seine Wette ein; nie war ich mir sicherer, dass ich  
dabei nichts riskierte. Mein Stockwerk war erreicht. Ich  
atmete leise auf und setzte zum Abschiedsgruß an. Der  
Nachbar hielt mir die Lift-Tür auf. Statt weiter aufwärts zu  
fahren, blieb er mir auf den Fersen. Es mache mir doch  
nichts aus, er sei neugierig, wie ich wohnte und im Übrigen  
erhöhe er seinen Wetteinsatz um das Zehnfache. Dazu  
schlug er vor, dass wir uns darauf einigten, den anfallenden  
Wettgewinn seiner Stiftung zuzuführen. Ich blieb stehen  
und sah ihn an. Mein Hirn, das sich in Feierabendlane  
befunden hatte, begann wieder warm zu laufen. Was für ein  
raffinierter Trick, dachte ich.

Alles was ich zu tun brauchte, wäre, mitzuziehen, sagte der  
Nachbar.

„Nein“, sagte ich, „lieber nicht.“ Ich sperrte die Woh-  
nungstür auf. Der Nachbar sagte, er sei sich absolut sicher,  
dass sich auf der Welt alles zum Guten wenden werde.  
Worauf es allein ankomme, das sei – ich wusste es schon –  
die Liebe. Seine Brille und was er bei sich getragen hatte,  
legte er ab und schien nicht vorzuhaben, bald wieder zu  
gehen. Ich bot ihm, da er nun schon hier und dazu ein  
schräger Vogel war, einen Sitz an. Nachbarliche Kontakt-  
pflege, dachte ich bei mir. Davon gab es ja angeblich in der  
anonymen Großstadt zu wenig.

Er setzte sich und sagte, Alkohol müsse er ausschlagen, der  
habe ihn schon zu viele Lebensjahre gekostet. Er sei jetzt  
auch seit drei Monaten ohne Zigarette ausgekommen; statt  
zu rauchen spiele er Klavier; ob ich denn sein Klavierspiel  
hier unten hören könne? Erst heute sei der Klavierstimmer  
bei ihm gewesen. Sein Klavier, erzählte er, war ein Ankauf  
seiner seligen Mutter, die den Stutzflügel für viel Geld er-  
worben habe. Aber der Klavierstimmer, ja, der Klavierstim-  
mer habe den Steinway auf das Zehnfache des damaligen  
Wertes geschätzt. Natürlich beabsichtige er nicht, ihn zu  
verkaufen.

Ich griff mir an die Stirn. „Ein Klavierstimmer!“, sagte ich  
laut. Es war mir soeben eingefallen: „Mein Klavier müsste  
nach der Übersiedlung dringend gestimmt werden.“

- 
- > **Ursula Kiesling**, geboren 1968 in Graz, literarisch aktiv seit 2000, Studium der Kommunikations- und Politikwissenschaft an der Universität Wien, Promotion aus Geschichte an der Universität Graz, Schreibwerkstatt der Akademie Graz 1999, Leondinger Akademie für Literatur 2010/11, Gründungsmitglied des Grazer Autorinnen und Autoren Kollektivs GRAUKO, arbeitet seit 2005 als Bildende Künstlerin und Illustratorin, Mitglied des Forum Stadtpark Graz; diverse Ausstellungs-  
beteiligungen, Veröffentlichungen und Lesungen. Lebt nach drei Jahren in Serbien wieder in Wien. [www.iefs.at](http://www.iefs.at)
-

---

„Ein Klavier!“, rief der Gast, „Es gibt hier ein Klavier!“ Er sprang auf. „Wo ist das Klavier?“

Er setzte sich suchend in Bewegung. Am Eingang zum Salon hielt er inne, machte einen Schritt rückwärts, breitete die Arme aus, sagte: „Aber Sie haben es ja schön hier!“ Mein schöner Salon überraschte ihn. Er stürmte ans Fenster, um den Ausblick zu prüfen. „Ein Eckzimmer“, stellte er fest, „ein Eckzimmer in einem Eckhaus. Das bietet natürlich Aussicht in viele Richtungen!“ Er erkundigte sich nach der Größe der Wohnfläche. Nun ja, seine eigene Wohnung sei natürlich größer und biete zusätzlich Außenfläche auf mehreren Terrassen. Er habe sie vor etlichen Jahren gekauft, ich solle schätzen, was er damals gezahlt habe, was diese Wohnung heute wert sei. Was ich denn für meine Wohnung bezahlt hätte?

Ich bezahlte Miete, erklärte ich und zwar nicht wenig.

Da habe er einen Vorschlag. Er sei dabei eine Wohnung in einem anderen Bezirk zu kaufen, für die suche er nette Mieter, solche, wie ich es zu sein scheine. Dort hätte ich eine schöne Dachterrasse dabei. Die Miete, die ich hier zahlte, sei ihm auch dort Recht. „Jawohl, so machen wir das!“, rief er. Dann setzte er sich an mein Klavier.

Das Klavier war lange im Lager gestanden und hatte nun endlich wieder in der Wohnung Platz gefunden. Es war ein Pianino, ein Nostalgiestück aus warmem Holz, an dem Erinnerung haftete und das schon etliche Male übersiedelt war. Der Deckel musste vorsichtig gehoben werden, weil sich das ganze Gehäuse sonst vom Korpus trennte. Mit einem sportlichen Sprung kam ich meinem Gast zuvor und hob den Deckel. Er schlug das *Es* an und riss die Hand sofort wieder, am ganzen Körper bebend, vom Instrument weg, streckte beide Arme weit in die Höhe und verharrte mit schmerzsaurer Miene in dieser dramatischen Pose.

„Nun ja“, sagte ich, „das Klavier ist zweifellos verstimmt.“

„Was heißt verstimmt“, jammerte der Nachbar. Er besitze das absolute Gehör, ob ich denn wisse, was das bedeute!? Nur ein Prozent, ein einziges Prozent der Menschen könne ohne Vergleichstöne Tonhöhen erkennen. Eine besondere Gabe! Ein neurologisches Phänomen! Dieses *Es*! Dieses *Es* störe sein absolutes Gehör aufs Empfindlichste. Geradezu verletzend, die Falschheit dieses *Es*’.

„Sie brauchen keinen Klavierstimmer“, sagte er, „Sie brauchen ein neues Klavier! Weg damit!“

Er warf den Deckel zu, drehte sich auf dem Klaviersitz zu mir und sagte, er werde mir in seine Wohnung anderen Bezirk auch ein Klavier hinein stellen; einen Flügel, wenn ich wolle, auch dafür werde genug Platz sein. Wann ich denn komme, mir die neue Wohnung anzuschauen?

„Auf meinem Klavier“, sagte ich, „wurden schon gute Habaneras und Jazz gespielt.“ Der Klang des Klaviers war, ich musste es mir eingestehen, schauerlich. Dennoch wollte ich es nicht weggeben. Der Nachbar erhob sich. Er werde zum Essen erwartet, sagte er. Er spiele aber, wie erwähnt, jeden Tag Klavier, das halte ihn vom Rauchen ab. Dass ich sein Spiel hier unten nicht hören könne, sei sehr bedauerlich, wirklich sehr bedauerlich. Ich solle ihn beehren, morgen gleich, um halb zehn.

„Oder besser um zehn“, sagte er.

Oder besser komme er, wenn er aufgestanden sei an meine Tür und läute, um mir mitzuteilen, dass er nun zu spielen begägne. In der Früh ließe er sich nämlich manchmal auch Zeit.

Wir hatten uns in Richtung Ausgang bewegt. Ich ging voraus, um ihm die Tür zu öffnen.

Die Wohnung im anderen Bezirk, sagte er, liege besser als diese, zentraler nämlich; sie sei tip-top hergerichtet, sie werde mir gefallen. Sie warte geradezu auf mich. Er werde demnächst den Kaufvertrag abschließen. Jetzt sei er endgültig zum Kauf entschlossen, die Banken verschenkten ja derzeit billige Kredite und ich könne demnächst einziehen.

„So machen wir das! Genauso machen wir das, abgemacht!“, rief er, ohne dass ich mit ihm etwas abgemacht hätte. Er rieb sich die Hände.

Mauern aus Siedlungskartons kamen mir in den Sinn. Wie sie da in den Zimmern darauf gewartet hatten, ausgepackt zu werden und ihr Anblick allein mich veranlasst hatte, sofort wieder zu verreisen. Ich käme gern, sagte ich der Höflichkeit halber, mir die Wohnung anzuschauen, aber garantiert würde ich nicht so bald wieder hier ausziehen. Gerade erst sei es bei mir wohnlich geworden. Der Nachbar nickte. Ich versicherte, demnächst einmal bei ihm vorbei zu schauen. „Schönen Abend!“, wünschte ich. – Da fiel ihm ein, dass er seine Brille noch irgendwo liegen gelassen hatte. Wir gingen zurück in die Wohnung.

Die Brille lag auf meinem Küchentisch. Sehr wohnlich, nickte der Nachbar und setzte sich. Er schien vergessen zu haben, dass er zum Essen erwartet wurde. Er nehme ein Glas Wasser, sagte er. Ob ich schon einmal in Indien gewesen sei, fragte er. Wo früher Rikschas mit Fahrrädern gezogen wurden, führen jetzt Tuk Tuks. Unendlich viele, unendlich stinkende Tuk Tuks. Seine Stiftung werde dort die Rikschas erneuern. Um wenig Geld könne man die mit Elektromotoren ausrüsten. Weniger Lärm, weniger Gestank. Ein Beitrag zum Klimawandel. Das müsse aber jemand machen: Er. Er werde das mit Hilfe seiner Stiftung machen. Gegen



URSULA KIESLING

den Klimawandel müsse jeder auf seine Weise etwas tun. Ich solle auch einen Beitrag leisten. Ich könne in seine Stiftung investieren. Der Planet müsse gerettet werden.

Ich hatte ihm gegenüber Platz genommen. Ich kritzelte mit einem Kugelschreiber Fragezeichen auf Zeitungsblätter. Ob ich wisse, dass Pluto kein Planet ist, fragte er. Er habe Astronomie studiert, rein aus Interesse, dabei sei er doch Musikwissenschaftler. Und dann hieß es, dass Pluto gar kein Planet ist. Anstatt der bisher neun Planeten habe unser Sonnensystem plötzlich nur noch acht – den Planeten Pluto gäbe es nicht mehr.

„Wie habe ich geweint, dass Pluto kein Planet ist. Kein Planet!“, rief er.

Mein Nachbar redete von Zwergplaneten und Asteroidengürteln. Er versuchte mir eine Zahlenreihe näher zu bringen, von der mir entgangen war, was mit ihr berechnet werden sollte. Ich hatte den Eindruck, er selbst wusste es auch nicht so genau. Ich zeichnete unförmige Planeten neben die Fragezeichen. Er habe das absolute Gehör. Er habe Sprachen studiert, er spreche acht Sprachen. Fließend. Aber jetzt müsse er mehr auf seine Gesundheit achten. Sein Blick fiel durch die offen stehende Schlafzimmertür. Er sprang auf.

„Ein Heimtrainer!“, rief er.

Ich hatte mir dieses Fitnessgerät zugelegt, aber wegen der komplizierten digitalen Anzeige noch nicht gewagt es zu benutzen, ohne vorher die Anleitung studiert zu haben. Mein Nachbar schwang sich auf das Ergometer und trat in die Pedale. Das ganze Gerät wackelte.

„Stärker!“ befahl er.

Ich drückte auf die Plus-Taste, in der Hoffnung, dass der größere Widerstand ihn etwas Kraft kosten und das Gerät schonen würde. Er trat noch mehr in die Pedale.

„Stärker!“, befahl er, obwohl er die Kurbel nur noch mit Mühe bedienen konnte.

Ich zögerte.

„Stärker!“, rief mein Nachbar.

Ich drückte die Plus-Taste. Der Nachbar stemmte sich in den Sitz und klammerte sich gleichzeitig an die Lenkstange. Er trat mit aller Kraft in die Pedale. Metall rieb sich ächzend an Plastik. Mit Bangen besah ich mein brandneues Gerät. Er gehe immer bis zum Anschlag, keuchte mein Nachbar. Sein Kopf war rot geworden. Er rang nach Atem. Und er habe es wieder geschafft, die höchste Stufe, das sei mir doch wohl aufgefallen, keuchte er. Dann faltete sich sein Oberkörper auf seine Knie und im Zeitlupentempo kippte er ohnmächtig auf meinen Schlafzimmerboden.



HARALD VOGL

#### WAS WAR

war weinen war wimmern kein grüßen  
am gang war türenzuschlagen  
bellen ein kind war lachen musik  
durch wände ein ruf war stimmen  
gewirr ein fallen war schrei  
geronnenes rot kein spielen im hof  
war blühendes grün sirenengeheul  
war regen am fenster haare im wind  
war flattern ein stöhnen war hupen  
und raunen war poltern ein läuten  
war stille – die post

#### NACHBARSCHAFTSREISEN

vom stressler die milch  
beim trattner den speck  
am zierhof die butter

vom ortner den most  
beim suttner das brot  
am kashof die eier

und  
sonntags  
der kirchgang

jetzt  
einmal  
sparmarkt retour

- 
- > **Harald Vogl**, 1966 in Steyr geboren, lebt als Hausmann und Sportinstructor in Amstetten. Schreibt mit wechselndem Erfolg bei diversen Literaturwettbewerben Lyrik und Kurzprosa. Zwei Lyrikbände: „im stillen weiß ungelesener blicke“ (Verlag am Rande, 2017) und „bandsalat & bildgewitter“ (Literaturedition NÖ, 2018).
-



## WERNER STANGL: VON DER KATHI-TANT ZUM ANDROMEDANEBEL

Als Kind war ich noch nicht sehr firm in Etymologie. Da ich mit meinen Eltern in einem typischen einstöckigen Wiener Vorstadthaus in Meidling lebte, und sich unser Leben auf Nummer 7 bzw. auf Zimmer und Küche beschränkte, verband ich mit dem Begriff Nachbar allein jene Frau, die alle Kathi-Tant nannten, die am gleichen Gang auf Nummer 6 lebte und mit der wir uns Bassena und WC teilten – übrigens benutzten diese beiden Einrichtungen auch die Bewohner auf Nummer 5 und Nummer 8, wobei die Nummer 5 jenseits des Stiegenaufgangs lag und daher nicht nahe genug war, um als nachbarlich erlebt zu werden, während auf Nummer 8 mein Großvater und seine damals arbeitslose Tochter wohnten, also zur Verwandtschaft zählten und aus diesem Grund für die Bezeichnung Nachbar ausfielen. Demnach war die Kathi-Tant in meiner frühen Kinderzeit der einzige Nachbar. Die Kathi-Tant genoss den Luxus, alleine in einer gleich großen Wohnung zu leben wie meine Eltern und ich. Obwohl sie irgendwie mit uns verwandt war – Gerüchten nach eine uneheliche Schwester meines Großvaters –, gehörte sie nicht zur Familie, besonders dann, wenn meine Mutter und ihre Schwester, die wie erwähnt auf Nummer 8 wohnte, in unserer Küche saßen und über die Kathi bassenamäßig tratschten. Eine gewisse Erweiterung fand mein Nachbarschaftsbegriff schon damals durch meinen Großvater – ja, der auf Nummer 8 –, wenn er sich über den Lärm der Tischlerei im Nachbarhaus beschwerte. Dieser Tischler war für mich nur insofern von Bedeutung, indem er eine Tochter hatte, die – einige Jahre älter als ich – mir durch das wesentlich größere Körpergewicht mein nagelneues Dreirad deformiert und somit unbrauchbar gemacht hatte. Offenbar können Nachbarn auch destruktiv sein, zumindest in Bezug auf Stille und besonders auf Dreiräder. In der Volksschule schließlich lernten wir die so genannten Nachbarländer Österreichs auswendig, wobei die Tschechoslowakei – die Behm, wie mein Großvater sagte –, Ungarn und Jugoslawien hinter einem Eisernen Vorhang

---

> **Werner Stangl**,  
1947 geboren in Wien, lebt seit 38 Jahren in Linz.  
Veröffentlichung von Lyrik, Kurzprosa, Essays und  
Theaterstücken („neue wege“, „facetten“, „erostepost“,  
„sterz“, „Landstrich“, „Die Rampe“). Drama „Die  
Vorladung“ (Landestheater Linz, Wien).

---

lagen, während Italien, die Schweiz und Deutschland für uns Österreicher für einen Urlaub leicht erreichbar waren. Gleichwohl hat es für uns nie zu einem Urlaub in einem der Nachbarländer gereicht, denn wir fuhren stets ins Waldviertel, das der nördliche Teil des Nachbarbundeslandes Niederösterreich ist, wobei dieses Bundesland die Stadt sehr intensiv nachbarlich umklammert. Ach ja: zu den Nachbarländern kommt noch Liechtenstein, aber das ist bekanntlich so klein, dass man es bei einer Aufzählung gerne vergisst. Glücklicherweise hatte ich einen Banknachbarn, der mich dann mit dem Ellbogen stoßend flüsternd an Liechtenstein erinnerte, sodass man deshalb wohl zu Recht vermuten kann, dass die Schweizer einen Nachbarn als Anstößer bezeichnen.

Auf dem Realgymnasium schließlich wurde die Nachbarschaft auf Kontinente – Asien war uns demnach nachbarlich nahe – und sogar auf Planeten unseres Sonnensystems ausgedehnt, denn Venus und Mars lägen uns trotz ihrer astronomischen Ferne äußerst nahe, wären also Nachbarn der Erde. Aber auch da war mit Nachbarschaft noch nicht Schluss, denn irgendwann hörte man von einer Galaxie nahe der Milchstraße, die auf den klingenden Namen Andromedanebel hört. Und der wäre schließlich unser Nachbar im Universum.

Konsequent weitergedacht endet also vermutlich irgendwie alles im Universum in Form einer Nachbarschaft, auch wenn etymologisch genaugenommen mit Nachbar niemand anderer als der nächste Bauer gemeint ist, der mit uns im Dorf lebt.

Druckerei Janetschek  
INSERAT



## MARTIN PEICHL: ZU WEIHNACHTEN WÜNSCHE ICH MIR EIN SYNDROM

---

WEIHNACHTEN – das ist verkatert den Zug ins Waldviertel verpassen und zwei Stunden am Bahnhof verbringen, gemeinsam mit all den anderen Wartenden, mit all den anderen Verlorengegangenen. Sie schauen aus, als würden sie darauf hoffen, dass ihnen irgendwer sagt, wohin sie gehören. Es ist kurz nach Mittag, die Geschäfte am Hauptbahnhof haben noch offen. Ich überlege mir ein Bier zu kaufen, aber dann fällt mir ein, was du dir von mir zu Weihnachten gewünscht hast. Also beobachte ich weiter die anderen Menschen, die mit Zugtickets und die ohne Zugtickets.

Irgendwo nach Tulln ist ein Baum auf die Schienen gestürzt. Ich muss die S-Bahn nach Absdorf-Hippersdorf nehmen und dann weiter Richtung České Velenice. Ich überlege kurz, dir 3 FUN FACTS über Absdorf-Hippersdorf zu schicken, aber eine schnelle Internetrecherche ergibt, dass es nicht einmal 1 FUN FACT gibt.

Ich könnte in die Buchhandlung gehen, könnte mir ein Motorsport-Magazin kaufen, mich als Motorsport-Fan verkleiden für die nächsten zwei Stunden, wollte ich doch schon immer wissen, wie es ist, wenn man sich für Motorsport begeistert, und wie sich das anfühlt. Wahrscheinlich ist es der DEATH DRIVE, der die Motorsport-Fans fasziniert, eine ausgelagerte Todessehnsucht quasi. Weil man dann nicht selbst in die Schikane krachen muss und verbrennen und so weiter. Oder aber es ist die ehrliche Bewunderung für Menschen, die es schaffen, auf der richtigen Bahn zu bleiben, Runde für Runde nicht von der Fahrbahn abzukommen, ja, diese Menschen in den Cockpits, die haben ihre Autos im Griff, das heißt, sie haben ihre Leben im Griff, auch bei 200 km/h.

Die -30%-Schilder in der Auslage sind genauso rot wie die -50%-Schilder, sind genauso rot wie die -70%-Schilder. Es wäre besser, wir würden uns alle selbst Rabatt-Schilder umhängen, das würde vieles erleichtern, wenn ich mir zum Beispiel ein -30%-Schild umhängen würde, das wäre ehrlich, weil 100% zu verlangen, wenn man genau weiß, dass man selbst keine 100% geben kann, ist dreist, ist auch irreführend, ist schlichtweg Betrug. Und je nach Lebensphase oder Situation könnte man die Rabatte auf das eigene Ich anpassen. In der Bar nach dem vierten

Bier zum Beispiel könnte man mit dem Preis noch weiter runtergehen. Oder, wenn man ausnahmsweise mal ausgeschlafen ist, ein wenig rauf. Angebot und Nachfrage würden sich ganz natürlich und ohne großen Aufwand selbst regulieren. Und zu Weihnachten dann Ausverkauf, runter mit den Preisen, ALLES MUSS WEG.

Es ist eine seltsame Zeit mit dieser Endjahresstimmung direkt unter der Haut, wenn die Listen im Kopf ganz schwer werden und die Gedanken einstürzen, wie Vanillekipferl-Bruchstücke hinein bröckeln in deine Wahrnehmung und aus dir raus brechen in Form von sentimentalen Anwandlungen. Ich überlege, dir das zu schreiben, immer überlege ich, dir zu schreiben, aber du bist beschäftigt, du bist besetzt, bis ins neue Jahr hinein. Stattdessen schreibe ich ein paar Listen für dich: die 10 schönsten (alternativ: schirchsten) Hauswände, gegen die ich dich gedrückt habe. Oder: die 10 Momente, in denen ich Angst gehabt habe, es könnte dich jemand schwängern (alternativ: die 10 Momente, in denen ich Angst gehabt habe, du könntest ein Kind wollen von mir). Auf jeden Fall aber: die 10 Songs, die ich dir besser nicht schicken hätte sollen.

Länger schon schreibe ich an einer Liste mit Wörtern, die wir betrunken besser aussprechen können als nüchtern. Deine Nummer 1: Bindungshormone. Meine Nummer 1: kurzfristig. Die Liste ist WORK IN PROGRESS und wärst du jetzt hier, würdest du sagen, weil alles für mich WORK IN PROGRESS ist, auch unser Verhältnis, unsere Fast-Beziehung oder unsere Manchmal-Beziehung oder was auch immer das ist, was wir uns da einbilden. Du hast ja recht: alles WORK IN PROGRESS, vor allem das eigene Ich. Und egal an wie vielen Leben ich mich parallel versuche, kein einziges davon habe ich im Griff. Und ich will dir schreiben: Schau, ich weiß nicht, wer wir füreinander sind, aber ich weiß, dass niemand so schön das Wort SCHNAPS ausspricht wie du.

Auf dem Tisch neben mir eine Gratiszeitung. Nirgendwo sonst bekommt man einen tieferen Einblick in die österreichische Seele. Den ganzen Dezember schon ANGST als Schlagzeile. Angst, dass unsere schönen Bräuche verloren gehen könnten, dass der Nikolo zum Beispiel nicht mehr

- 
- > **Martin Peichl**, schreibt in Bars Gedichte auf Bierdeckel. Hat als Volksschulkind einen Schmetterling-Ausmal-Wettbewerb von der RAIKA gewonnen. Verwendet Twitter als Notizbuch (@Untergeher83). Im Frühjahr 2019 erscheint sein erstes Buch bei edition atelier.
-

---

in den Volksschulen seine Sackerl verteilen darf, oder die Angst, dass der Krampus abgeschafft wird, dass man beim Perchtenlauf den jungen Mädels nicht mehr einfach so die Rute zwischen die Beine stecken kann. Und wer Wintermarkt sagt und nicht Christkindlmarkt, dem droht man mit Prügel oder Vergewaltigung, je nach Geschlecht. Es ist lächerlich, was in Österreich als „Zeitung“ durchgeht, es ist lächerlich, was wir hierzulande als „Journalismus“ bezeichnen. Da werden als Leserbriefe getarnte Vergewaltigungsaufrufe abgedruckt, Gerti Senger gibt die ärgsten Sex-Tipps und gleich daneben eine Foto-Story vom Bundeskanzler im Vierkanthof mit Babykatze, hoffentlich steigt er nicht versehentlich auf die Babykatze, weil dann ist es vorbei mit der Kanzlerkarriere, in Österreich sind Babykatzen die heiligsten aller Tiere. Ja, wenn es um Babykatzen geht, verstehen wir keinen Spaß.

Vielleicht sollte ich mir doch ein Bier kaufen, denke ich, und gleichzeitig, dass ich nicht über Politik diskutieren werde mit meinen Verwandten im Waldviertel, oder wenn der Nazi-Nachbar zum Punschtrinken vorbeikommt und erzählt, wie schön er seinen Keller ausgebaut hat. Der Typ neben mir hat sich gerade Bier Nummer 3 aufgemacht und ich bin ein wenig neidisch.

Mein Display leuchtet auf, eine Nachricht von dir. Du schreibst, die Bank, auf der du das erste Mal mit jemandem rumgemacht hast, gibt es nicht mehr, und dass irgendwas mit der Weihnachtsdekoration hier nicht stimmt. Du schickst mir ein Foto von der besagten Weihnachtsdekoration: Ja, da stimmt tatsächlich einiges nicht. Du bist auch zu sehen auf dem Foto. Gut schaut du aus, denke ich, du schaut so aus, wie ich gerne hätte, dass du ausschaust, wenn du mich vermisst. Ich weiß, du schreibst ein Protokoll, seitdem du mich kennst, mit Schriftgröße 12 und 1,5 Zeilenabstand. Es hat mehr Seiten als wir Nächte miteinander verbracht haben. Es ist unvollständig und TOP-SECRET.

Zuhause wartet ein feierlich geschmückter Weihnachtsbaum auf mich, darauf kann ich mich verlassen, ein Baum, der jedes Jahr ein wenig kleiner wird, so wie auch unsere Familie jedes Jahr ein wenig kleiner wird. Vielleicht liegt es am fehlenden Schnee, dass auch die Menschen abgehen, dass ich auf einmal die leer stehenden Häuser bemerke, die im Sommer noch bewohnt waren, dass ich auf einmal den abbröckelnden Verputz am Nachbarhaus bemerke, dass mir auf einmal die Autos ohne Nummerntafel auffallen, dass ich endlich begreife: Die Fußballtore haben nicht nur im Winter keine Netze,

sondern es gibt niemanden mehr, der hier spielt, auch im Sommer bleiben die Netze unten. VERMISSEN – das sind die Tannennadeln unter der Haut, mit denen man ins neue Jahr startet.

Ich öffne die Online-Dating-App, immer, wenn ich nervös bin, öffne ich die Online-Dating-App. Es ist ein Spiel: Wir wickeln uns in Geschenkpapier und hoffen, dass uns irgendwer aufmacht, ohne uns vorher zu schütteln, weil dann könnten sie hören, dass nichts drin ist, nur Luft, möglichst schön verpackt, weil dann könnten sie hören, wie leer wir sind. Mich faszinieren Menschen, die ihren *Instagram*-Account mit ihrem Dating-Profil verknüpfen. Das ist als würde man zum ersten Date ein Fotoalbum mitbringen: Schau, das ist der Kuchen, den ich meinem Opa zum Geburtstag gebacken habe, mit extra viel Rum #bakingiscaring. Schau, meine beste Freundin und ich und vielleicht ein bisschen zu viel Sekt #sistersforever. Schau, ich auf einer Hochzeit in der Steiermark, haha, so viele lustige Spiele mit Orangen und Luftballons, haha #loveisallyouneed. Schau, ich auf einem Elefanten, die kann man sich ausborgen in Schönbrunn, ist nicht billig, aber jeden Cent wert #beyourselfallthatyoucando. Ich wische nach links, ich wische nach rechts, ich sollte mir wirklich ein Bier kaufen.

Die Nachbarskinder in meinem Dorf haben dieses Problem nicht, die benutzen keine Dating-Apps, die gehen in die Disko oder auf ein Zeltfest. Die Nachbarskinder haben das Dorf nie verlassen, sie kaufen die Grundstücke gleich neben den Elternhäusern, bauen dort ihr eigenes riesiges Haus hin, gründen ihre eigene Familie und fangen irgendwann an, eigene Marmelade einzukochen und eigene Kekszrepte auszuprobieren. Die Nachbarskinder sind bei der Freiwilligen Feuerwehr oder sind bei der Landjugend oder spielen Fußball im Verein. Am Sonntag gehen sie in die Kirche, manchmal auch zur Beichte. Ich hätte auch einiges zu beichten, denke in Wahrheit aber dabei an dich, sehe uns beide im Beichtstuhl. Wir knien abwechselnd. Irgendwann will ich dich dorthin mitnehmen, irgendwann will ich dir zeigen, wo ich aufgewachsen bin. Aber das schreibe ich dir nicht.

Wir beide, ich weiß, du würdest mir zustimmen, sind ein Seiltanz und jeder von uns hält ein Messer in der Hand. Du willst wissen, wer du bist für mich. Ob du mehr bist als nur eine Entgleisung, vielleicht sogar eine Endstation. Und du willst wissen, was ich von dir will. Oder zumindest, warum ich was von dir will. Es ist so: Wenn ich weiß, dass du bei ihm bist (und du bist die meiste Zeit bei



**MARTIN  
PEICHL**

ihm), schlafe ich mit anderen Frauen. Es ist die einzige Möglichkeit für mich, nicht durchzudrehen, aber ich kann dir das nicht gestehen, weil ich dir versprochen habe, mich nicht in dich zu verlieben. Weil ich dir vielleicht auch versprochen habe, nicht durchzudrehen, aber ich verspreche viel, wenn ich getrunken habe. HOFFNUNG – das ist der letzte Schluck in deinem Bier und du gehst noch nicht nach Hause.

Zu Silvester, hast du angekündigt, wirst du mich anrufen, ich glaube, es ist deine Art zu sagen, dass du an mich denken wirst, dass du mich nicht vergessen wirst und dass auch du gerne an zwei Orten gleichzeitig wärst. Solange die anderen uns nicht ansehen, wie zerrissen wir sind, bleiben wir cool. Und bis zum Sommer überlegen wir uns, mit wem wir wohin auf Urlaub fahren wollen. Das ist der Plan. Habe ich dir schon erzählt, dass meine Figur beim Bleigießen letztes Jahr wie ein zerplatztes Kondom ausgesehen hat?

Ich schaue auf die Uhr. In 10 Minuten geht meine S-Bahn. Mit ein paar schnellen Handgriffen packe ich meine Sachen zusammen, nicke dem Mann neben mir anerkennend zu (er ist mittlerweile bei Bier Nummer 4 angekommen) und wünsche ihm schöne Feiertage. Auf der Rolltreppe schreibe ich dir: *Hey, stell dir vor: Ich bin noch nüchtern. Und: Zu Weihnachten wünsche ich mir ein neues Syndrom. Weil Weihnachten, das ist verkatert den Zug ins Waldviertel verpassen und zwei Stunden am Bahnhof verbringen und noch bevor du antworten kannst in den richtigen Zug einsteigen.*



**FRANZ FRIEDRICH KOVACS**

GLEICHMACHER

Dem nächstliegenden Nachbarn  
außer Sichtweite  
ertragen zu dürfen  
Glücksphantasien  
eines lärmgeplagten  
alteingessenen Bewohners  
einer von Handwerkern  
befallenen  
ehemaligen Vorkriegssiedlung  
der bevorstehende Verkauf  
seiner renovierungsbedürftigen  
Haushälfte  
wohl auch in rastlose  
Hände  
machte ihn nachdenklich  
die Befreiung aus einer  
marionettenhaft wirkenden  
sterilen Reihenhauseanhäufung  
eher hoffnungsfroh  
überfallartig  
die Bohrerattacke  
seines direkten Nachbarn  
danach soff er

ELFRIEDE B

die alte Frau  
aus der Hochhaussiedlung  
hat aufgegeben  
im Niemandsland der Gefühle  
am Rande der Stadt  
Trauer  
Fehlanzeige  
hier lebt fast jeder  
nur für sich allein  
sie gleichen dem Rauch  
eines verlöschenden Feuers  
im Sturm  
hin und her gerissen  
ziellos  
Schattengestalten  
nach Wochen entdeckt  
brachten sie die Frau  
vom Wohngrab ins Reihengrab  
auch hier fast keine  
Unterschiede  
Holz an Holz  
Armengräber

---

> **Franz Friedrich Kovacs**, 1949 in Saarbrücken geboren, wohnt in Sankt Julian (Deutschland), u. a. sechs Buchveröffentlichungen, Prosa, Lyrik, Aphorismen.

---





Foto: Alain Barbero

## BARBARA RIEGER: DIE SUSI

---

„Ist die Susi da?“, frage ich. „In ihrem Zimmer“, sagt ihre Mutter und lässt mich rein.

*Du warst ein halbes Jahr älter als ich, das heißt, ein halbes Jahr lang waren wir gleich alt. Meist warst du fünf Zentimeter größer und immer warst du lauter als ich.*

„Susi“, sage ich, ziehe die Zimmertür hinter mir zu und erzähle, dass ich einen Typen kennen gelernt habe am Stadtfest, einen Typen, der fast so aussieht wie Kurt Cobain, mit blond gefärbten Haaren und blauen Augen, groß, dünn, total süß, ich wisse nur nicht, wie er heißt. „Das ist der Flo“, sagt die Susi, „den kenn ich.“

*Dein Gymnasium lag am anderen Ende der Stadt, deine Mitschüler waren cooler als meine, du cooler als ich und ich war froh, dass du mich mitgenommen hast.*

„Ist die Anna da?“, höre ich Susis Stimme und gehe ins Vorzimmer. Ob wir in den Park gehen wollen, fragt sie mich. Im Park setzen wir uns auf die große Wiese, setzen uns zu einer Gruppe von Menschen mit pinken und grünen Haaren, mit Iros, Hunden und Bierdosen und tun, als gehören wir dazu.

„Susi, der Flo“, flüstere ich und beobachte ihn, wie er über die Wiese geht, an unserer Gruppe vorbei, eine Gitarre in seiner Hand. „Susi“, sage ich, als wir in der Dämmerung nach Hause gehen, „der Flo hat mich die ganze Zeit so angeschaut“. „Ja, mich auch“, sagt die Susi.

*In der Volksschule war dein Klassenzimmer über meinem, so wie deine Wohnung immer über meiner war. Jedes Jahr zu Weihnachten habe ich euch singen gehört, jedes Jahr nach Weihnachten haben wir unsere Geschenke verglichen.*

Die Susi und ich gehen aufs Parkfest. Die Susi begrüßt Leute, ich stehe daneben, sitze daneben in der Wiese und beobachte den Flo.

„Susi, der Flo“ sage ich, „der sitzt dort ganz alleine, alleine

mit seiner Gitarre, er schaut so traurig, er schaut mich schon wieder so an.“

Die Susi steht auf, geht über die Wiese, setzt sich zu ihm hin, redet, sie hat die unsichtbare Mauer um den Flo durchbrochen.

*Weißt du, wir haben nie geteilt, immer nur getauscht. Stofftiere, Puppen, Barbiepuppen, Musikkassetten, Sportgeräte, Sticker und unser Gewand. Nirvana T-Shirts, Tocotronic-Trainingsjacken, Wollwesten, Converse usw. Am liebsten hätte ich meine Mutter gegen deine getauscht.*

Ich stehe auf, gehe hinüber, sage „hallo“ und setze mich neben die Susi. Wie ich heiße, fragt er mich. Anna, sage ich. „Ich bin der Flo, sagt er, und „wir kennen uns eh“. Ich nicke. Beim Verabschieden dann gibt er mir ein Bussi auf den Mund. Auf dem Nachhauseweg sitzt die Susi auf dem Gepäckträger meines Rades und sieht nicht, dass ich heule vor Glück.

*Deine Mutter war die erste, die uns Kaffee zu trinken gegeben hat. Weißt du noch, wie wir in eurer verrauchten Küche immer mehr Milch und Zucker in das Häferl geleert haben und es uns trotzdem nicht geschmeckt hat? Und das Pornoheft, das du von deinem Bruder geklaut hast? Die Zigaretten waren von deinem Vater. Wir haben sie geraucht, ganz hinten im Hof, bei der Klopfstange. Du hast mir gezeigt, wie man inhaliert. „Huch, die Mama kommt!“ Und ich habe nie wieder geraucht, weil ich noch fünf Zentimeter wachsen wollte.*

Der Flo steht vor dem C, begrüßt die Susi, begrüßt mich mit einem Bussi auf den Mund, schon wieder. Drinnen sitzen wir an einem großen Tisch, Susi und Flo nebeneinander, auf der anderen Seite ich. Dass ich hübsch sei, sagt der Flo zur Susi. Ob ich immer so ruhig sei und warum, fragt er sie. Die Susi antwortet, es liege in meiner Natur. Es liege an der Größe des Tisches, behaupte ich. Am Heimweg sagt die Susi nichts. >>>

- 
- > **Barbara Rieger**, geboren 1982 in Graz. Lebt und arbeitet als Autorin und Schreibpädagogin in Wien. Leiterin des Lehrgangs Wiener Schreibpädagogik. Absolventin der Leondinger Akademie für Literatur. Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften. Debütroman in Sichtweite. Betreibt seit 2013 gemeinsam mit Alain Barbero den trilingualen Literatur- und Fotoblog „Café Entropy“, aus dem das Buch „Melange der Poesie – Wiener Kaffeehausmomente in Schwarzweiß“ (Kremayr & Scheriau 2017) hervorging.
-



Foto: Alain Barbero

## BARBARA RIEGER: DIE SUSI

»»» *Einmal bist du von der Klopfstange im Hof gefallen, auf dem Rücken am Asphalt gelegen, wie ein toter Käfer, ohne zu atmen, hast mich angesehen, mit weit aufgerissenen Augen.*

„Ist die Susi da?“, frage ich.

„Sie hat keine Zeit“, sagt Susis Mutter.

*Wir haben versucht gemeinsam zur Schule zu gehen. Aber wenn ich in der Früh bei euch geklopft habe, warst du noch nicht angezogen, manchmal nicht mal wach. Die Susi hat verschlafen, hat es geheißen und ich habe nicht auf dich gewartet. Einmal hat deine Mutter dir eine Serviette voller kleiner Brotstücke mit Butter und Honig in die Hand gedrückt und du hast sie gegessen, im Lift nach unten. Zucker hast du immer geliebt.*

Endlich klopft es an der Tür. Wir gehen in den Hof, nach hinten zur Teppichklopfstange, Susi zündet sich eine Zigarette an. Sie sagt, dass es sie total fertig mache, dass der Flo mich hübsch fände, dass sie Angst habe, dass er mich lieber habe als sie. Sie sagt, dass sie nicht wisse, was sie täte, wenn er etwas von mir will. Wir beschließen, dass niemand von uns alleine in den Park geht, dass niemand von uns den Flo alleine trifft.

*Wenn ich vergeblich an deiner Tür geklopft habe oder du an meiner, wenn keiner da war, lange bevor es Handys gab, dann haben wir uns Zettel geschrieben und in den Briefschlitz geworfen. Stell dir vor, einen habe ich noch: „Komm schnell, ich sterbe vor Langeweile. Susi“.*

„Ist die Susi da?“ frage ich.

„Sie ist im Park“, sagt Susis Mutter.

*Am liebsten haben wir Rollenspiele gespielt, das heißt du hast am liebsten Rollenspiele gespielt, nach Fernsehserien, die ich noch nicht gesehen hatte. Ich erinnere mich an Knight Rider. Du warst immer Bonnie. Ein Mal habe ich gefragt, ob ein Mal ich die Freundin von Michael Knight sein könnte. Dass ich die Serie doch gar nicht kenne, die Rolle nicht kenne, hast du gemeint.*

Im Billa am Hauptplatz schiebe ich den Einkaufswagen direkt in den Flo hinein. Was ich hier mache, will er wissen. „Einkaufen für Susis Mutter“, sage ich. Der Flo und ich suchen gemeinsam den Topfen, die Susi steht mit zwei

Packungen vor uns. Was wir hier machen, will sie wissen. „Einkaufen für deine Mutter“, sagt der Flo, wir lachen.

Auf dem Heimweg trägt er ein Einkaufssackerl, trägt es bis zu Susis Wohnung, drückt es ihrer Mutter in die Hand. Dann sitzen wir in Susis Zimmer, wir beide am Bett, Flo auf der Truhe und er spielt auf Susis Gitarre, bis es an der Tür klopft, bis Susis Mutter im Zimmer steht. Die Susi habe morgen Schularbeit, sagt sie und wirft uns hinaus. Flo und ich stehen im Stiegenhaus, im Halbstock zwischen den Wohnungen, das Licht geht aus.

*Die Truhe in deinem Zimmer war voller Puppen und Barbiepuppen. Die meisten davon waren billig, sie haben schnell die Köpfe, Arme und Beine verloren. Die schönste hast du mir geschenkt, nachdem auch bei ihr der Kopf abgebrochen ist.*

„Ist die Susi da?“, frage ich.

„Die Susi muss lernen“, heißt es, „komm später wieder.“

*Weißt du noch, diese Stickerhefte? Wir haben so hart verhandelt, um jeden einzelnen Sticker, wir haben genau gewusst, was uns gefällt. Am Ende habe ich mich doch von dir überreden lassen, einen deiner hässlichen in der Dunkelheit leuchtenden Geister gegen meinen schönsten Stofftiger einzutauschen.*

Die Susi und ich laufen durch die Stadt, die Susi sagt, wenn ich mit dem Flo zusammenkomme, dann wandere sie nach Deutschland aus, sie sagt, sie würde es nicht ertragen, sie sei so verliebt in ihn, er bedeute ihr alles. Dass ich das der Susi nicht antun kann und was ich ohne sie machen würde, denke ich.

*Im Hof haben wir uns ein Bandenquartier gebaut, im Winter ein Iglu. Von deinem Balkon zu meinem einen Brieflift und ein Hausteleson aus Joghurtbechern. Ich habe mir oft vorgestellt, wie es wäre, von deiner Wohnung in meine durchzubrechen. Manchmal haben wir behauptet, wir wären Schwestern.*

Als der Flo und ich zusammenkommen, in einer Telefonzelle am Hauptplatz, dreht die Susi sich weg und geht. Dass sie sich wieder einkriegen wird, meint der Flo.

*Noch heute fehlt mir ein Stück Zahn wegen dir. Du hast ihn mir ausgeschlagen mit einem Kuchenteller, weil du dich zu*

---

*schnell umgedreht hast und weil ich zu dicht hinter dir war.*

Susi und ich sitzen im Stiegenhaus im Zwischenstock. Sie habe sich verliebt, sagt die Susi, in jemand viel cooleren als den Flo. So cool sei der Flo gar nicht, sage ich, er sei depressiv, er trinke, rauche und kiffe zu viel. Ich sage ihr nicht, wie verliebt wir trotzdem sind, ich erzähle ihr nicht von unserem ersten Kuss. Ich erzähle ihr, dass der Flo Bier über ihr T-Shirt geschüttet hat, das ich an dem Abend anhatte, aber nicht, dass er dabei auf mir, über mir gekniet ist auf einer Parkbank und gesagt hat, wir wären schon in der richtigen Position für Sex und dass es sich richtig angefühlt habe mit Flo in dieser Position. Ich erzähle ihr nicht, wie der Flo unter der Klopfstange zum ersten Mal seinen Finger in meine Vagina geschoben hat. Ich erzähle ihr nicht von meinem ersten Mal.

*Früher haben wir gemeinsam gesungen „Go Karli, go, vielleicht bist du ja irgendwann einmal im Radio“ und „Küss die Hand, schöne Frau, Ihre Augen sind so blau“. Du hast mir erklärt, was die Pille ist und einmal einen Kiddy Contest gewonnen.*

Ob die Susi da sei, frage ich, ob sie heute bei mir schlafen könne. Dass ich so Angst hätte um den Flo, dass er immer mehr trinke und kiffe, von der Berufsschule geflogen sei, Probleme hätte mit seinen Eltern, mit der Polizei, wegen Drogen, dass ich gesagt hätte, er müsse aufhören mit den Drogen, sonst sei es aus mit uns, dass er gesagt hätte, wenn es aus sei, dann bringe er sich um, dass er gesagt hätte, er bringe sich heute noch um und aufgelegt hätte. Die Susi schläft bei mir, liegt neben mir im Bett, hält meine Hand, wartet mit mir, bis er anruft, nimmt mir den Hörer aus der Hand und fragt ihn, ob er jetzt vollkommen spinnt.

*Wenn du bei uns herunter warst und meine Eltern Besuch hatten, hast du immer eine Show abgezogen. So dass sich alle Freunde meiner Eltern, alle meine Verwandten immer an dich erinnern werden. „Deine Nachbarin, die Susi“, sagen sie bis heute, „das war eine Lustige, was ist denn aus der geworden?“*

„Ist die Susi da?“, frage ich ihre Mutter.

„Die Susi steht in sechs Fächern zwischen vier und fünf“, heißt es, „die Susi muss wirklich lernen.“

*„Alleinfahren von Kindern unter 12 Jahren verboten“ war einer der ersten Sätze, die wir lesen konnten. Wie oft haben*

*wir auf den roten Halteknopf gedrückt und ausprobiert, ob der Lift weiterfährt. Weißt du noch, wie wir einmal wirklich stecken geblieben sind und der Liftdienst kommen musste, um uns rauszuholen?*

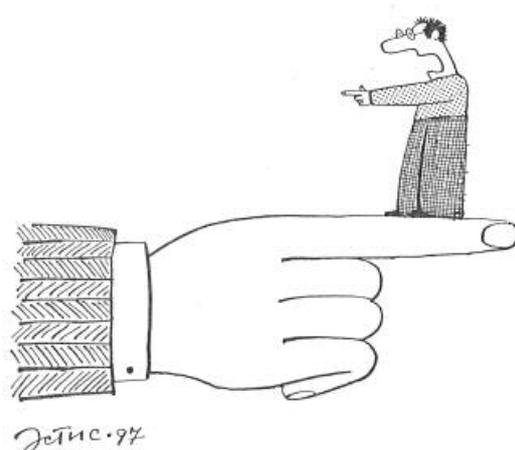
Ich stehe im Stiegenhaus, das Licht geht aus, der Boden ist kalt, ich will nicht zurück in meine Wohnung. Ich will der Susi sagen, dass der Flo sich wieder nicht umgebracht hat, dass der Flo sich noch immer nicht umgebracht hat. Ich will der Susi sagen, dass der Flo, als ich ihn gefragt habe, was los ist, gesagt hat, er stehe nicht mehr auf mich. Ich will der Susi sagen, dass der Flo, als ich ihn gefragt habe, was das heißt, gesagt hat, dass er Schluss macht mit mir.

*Es gab Phasen, da wolltest du jeden Tag streiten mit mir. Wir haben gestritten, bis eine von uns davongelaufen ist, aus der Wohnung der anderen, einen Stock tiefer oder einen höher. Einmal hast du mir den Arm verdreht und ich habe mir geschworen, dich am nächsten Tag nicht mehr wieder hereinzulassen, wenn du so tust, als wäre nichts passiert. Erst, wenn du dich entschuldigst hast.*

„Hat die Susi jetzt Zeit?“, frage ich.

„Die Susi ist nicht da“, sagt ihre Mutter.

*Weißt du, es gibt Momente, da bin ich noch immer traurig, dass niemand mehr an meine Tür klopft. Es gibt Momente, da will ich dir schreiben, stell dir vor, der Flo lebt noch immer, der Arsch, nur Zähne hat er keine mehr. Ich will dir schreiben, dass ich zum Autofahren immer das Knight Rider Theme höre und dass ich jetzt in einer Dachgeschosswohnung wohne mit zwei Stöcken. Und dass ich noch immer genau weiß, ob du gerade ein halbes Jahr älter bist als ich.*





## MARLENE SCHULZ: UNTER BEOBACHTUNG

---

Jetzt kommt er raus. Schon halb zwölf. Naja, ist ja Samstag. Er hat zugenommen. Seitdem die Frau weg ist. Zum Glück hat sie diesen fürchterlichen Köter mitgenommen. Der konnte stundenlang bellen. Ist doch nicht normal. Vermutlich in der Stadt groß geworden und dann hier auf dem Land den Dicken machen. Hätten die dem Tier nicht mal ordentlich eine überbraten können? Erziehung?

Was macht der denn da in seiner Garage? Die hatten zu zweit drei Autos. Ein fettes, in dem man höher sitzt und das richtig breite Reifen hat, dann ein langer, flacher, schneller Flitzer mit Dach zum Öffnen und einen Zweisitzer. Okay, der Zweisitzer ist jetzt weg, aber zwei Autos für einen alleine ist auch mindestens eins zu viel.

Er ist Anwalt. Muss Kohle haben. Vor gut einem Jahr sind sie eingezogen. Abends um zehn kam ein Möbelwagen, dann haben drei Leute was ausgeladen, Treppen hoch, wieder runter, nochmal hoch, waren nicht gerade leise und dann, um Mitternacht, war der Wagen wieder weg. Studenten dachte ich zuerst.

Jetzt wohnt er schon ein halbes Jahr alleine in dem großen Haus. Eine dreiviertel Million. Stand im Internet. Die Hütte hätte ich geschenkt nicht genommen. Fünfziger-Jahre-Bau, einfach verglaste Fenster, braunes Balkongeländer, Neonröhren über der Haustür, Ölheizung.

Wenn ich so viel Kohle hätte, würde ich mir für das Geld was anderes gönnen. Gut. Zweitausend Quadratmeter Grund haben auch ihren Preis.

Der hat schon drei Bäume fällen lassen. Einen von diesen Riesen abzusäbeln, kostet achthundert Euro. Der Fleischhauer von der Ecke vorne, hat sich selbst auf die Leiter gestellt. Wollte seinen Baum niedermachen. Ist dann runtergefliegen. Da war der Arm kaputt. Lehrer. Das wird der Gertrud nicht recht gewesen sein, dass er dann eine Zeit lang zuhause war. Zwölf Wochen Ferien im Jahr sind ja schon mehr als genug.

Ach, er macht was an seinem Fahrrad. Ich hab den schon lange nicht mehr Radfahren sehen. Würde ihm gut tun. Das wölbt sich ganz ordentlich da über der Hose. Wo der doch immer so lange im Büro hockt. Der kommt vor halb zehn nicht heim. War auch schon später. Kein Wunder, dass die

Frau weg ist. Freunde hat der auch nicht. Jedenfalls keine, die kommen. Der hätte doch echt Platz. Andererseits würde dann ständig dieses Licht im Garten brennen. Die eine Glühlampe leuchtet direkt in mein Schlafzimmer. Aufs Kopfkissen. Ich bin sogar schon mal rüber gegangen und hab das Licht ausgemacht. Da kann man nämlich durchs Tor greifen und an der Seite innen, am Mäuerchen, links, ist so ein Schalter. Dieses Licht scheint durch die Ritzen von meinem Rollladen. Wenn ich den ganz runtermache, krieg ich keine Luft. Mich so eingesperrt zu fühlen, nee, das geht gar nicht. Außerdem kann der doch das Licht ausmachen. Ist wirklich keine große Sache. Der geht doch eh nicht mehr vor die Tür, wenn der erst einmal zuhause ist.

Ich frag mich, was der den ganzen Abend macht. Manchmal brennt orangefarbenes Licht. Blau war es auch schon. Und Rot. Wann macht man sich rotes Licht an, wenn man alleine zuhause ist?

Ich kenne ja das Haus. Als die alte Frau Lührmann noch drin gewohnt hat. Zum Piccolo hat sie mich manchmal eingeladen. Da haben wir da oben gehockt auf der Terrasse und an der Tanne vorbei ins Tal geguckt. Die ist jetzt weg. Die Tanne. Und Frau Lührmann auch. Riesenbeerdigung. Zweihundert Leute mindestens. Die Pfarrerin hat das falsche Geburtsdatum genannt, als sie die Grabrede gehalten hat. Als ich am Grab stand, musste ich auf einmal ganz laut schluchzen. Ich wollte es gar nicht, aber als ich der Tochter kondolierte, ging's los. Als hätte einer den Schalter umgelegt. Peinlich.

Der Stamm von der abgesägten Tanne liegt immer noch im Garten, in Meterstücken. Ist jetzt bestimmt auch schon vier Monate her. Die kriegt der doch nicht alleine von der Stelle bewegt. Da wird er auch einen kommen lassen müssen. Mit so einer Riesensäge. Da muss man ja aufpassen. Wenn das Sägeblatt in die Erde geht, ist es im Eimer. Fünfundzwanzig Euro habe ich bezahlt. Bei mir war es die Haselnuss, die weg musste. Einmal mit dem Sägeblatt über die Erde geschrappt. Das durfte ich dann auch bezahlen. Hätte er eigentlich wissen müssen, dass das nicht funktioniert.

Der von gegenüber hat jetzt einen Gärtner. Ganz neu. Der kommt immer samstags. Finde ich total unverschämt. Kann

---

### > Marlene Schulz,

geboren 1961. Studien des belletristischen und journalistischen Schreibens, Stipendiatin am Institut für kreatives Schreiben in Bad Kreuznach und langjährig aktiv in „DIE SCHREIBWERKSTATT“ bei syntagma in Frankfurt am Main. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften im deutschsprachigen Raum. [www.marleneschulz.info](http://www.marleneschulz.info)

---

der nicht unter der Woche kommen und samstags die Leute in Ruhe lassen? Neulich waren die sogar zu zweit. Jeder einen eigenen Laubbläser. Die könnte ich ja gerade mal ... Laubbläser samt Laubbläser in einen großen Sack. Die machen so was von aggressiv. Und dann auch noch mittags um zwei. Gibt's so was wie Mittagsruhe nicht mehr? Klar, der Herr Anwalt kann das ja machen.

Drüben, der Kroll, auch Anwalt. Der hat sogar schon mal sonntags den Rasen gemäht. Sonntagmittags um halb eins. Ohne Worte. Der hat sein Haus jetzt verdreifacht. Hinten dran einfach noch mal was hingestellt. Zweiundzwanzig Zimmer. Gut, mit Flur und Abstellkammer. Aber da bleibt ja trotzdem noch genug übrig. Schlossbeleuchtung. Jeden Abend. Swimmingpool ist auch dabei, hat er nach oben raus zum Wald bauen lassen. Aber eins muss ich sagen, da kommen die ganzen Kinder aus der Straße zusammen. Das finde ich anständig. Was mir aber überhaupt nicht gefällt: Die kreischen wie verrückt. Als würde sie jemand abstecken. Und wie laut. Das tut wirklich in den Ohren weh.

Warum trägt der von gegenüber eigentlich so oft Orange? Jedes Mal wenn ich den sehe, hat der was Orangenes an. Anwalt und Osho, passt das? Der sieht eigentlich nicht so aus. Die Frau auch nicht. Die war ganz dünn. Einmal hab ich sie gesehen: Schwarze Lackstiefel bis weit übers Knie, Mini, aber sehr, sehr mini und eine Riesenkette mit einem fetten silbernen Kreuz. Wenn ich in einer Dreiviertelmillion-Hütte wohne, zieh ich doch so was nicht an. Geschmacklos. Naja. Geht mich ja nichts an.

Der macht doch nichts mit dem Fahrrad. Als die Frau noch da war, sind sie zu zweit mit dem Rad los. Aber jetzt. So ganz allein. Macht vielleicht auch keinen Spaß. Ich nehme an, dass der mit Geld nicht umgehen kann. Würde er sonst so viel für ein Haus ausgeben, von dem er von vorneherein weiß, dass er da noch viel, viel, viel reinstecken muss? Macht das jemand, der kalkulieren kann? Glaube ich nicht. Gestern war ich beim Arzt. Auf dem Rückweg kam mir Gertrud entgegen. Ein paar Worte zu wechseln war leider unvermeidbar. Die redet ohne Punkt und Komma. Hab sie mehr aus Verlegenheit gefragt, und um mir nicht schon wieder mit einem ihrer Themen das Ohr abkauen zu lassen, ob sie eigentlich was von dem Nachbarn gegenüber wüsste, man bekommt gar nichts mit von dem, habe ich gesagt. Nee, hat sie gleich abgewehrt. Ich bestimmt nicht. Aber du, hat sie gesagt und mich angeschaut, als hätte ich ein Verhältnis mit dem. Wieso denn ich?, hab ich gefragt.

Du redest doch mit dem und wie lange. Stunden. Das hat sie wirklich gesagt. Ich wusste erst gar nicht, was

sie meint. Dann ist es mir eingefallen. Er hat ein einziges Mal Berge von Ästen aus seinem Garten zum Müllauto gebracht, hundert Meter um die Ecke. Einen Haufen Zeug und alles in so einem kleinen Hundeanhänger fürs Fahrrad. Da habe ich ihm, weil ich gerade damit fertig war, mein ganzes Laub zu entsorgen, meine Schubkarre geliehen und hab, wenn es hoch kommt, zehn Minuten mit ihm geredet. Lass es zwölf sein. Seitdem weiß ich ja auch, dass er noch mehr Bäume absägen lassen will, die würden sonst umfallen. Ob ich das glauben soll. Naja. Auch egal. Die haben wenigstens diesen hässlichen Kasten verdeckt. Jetzt siehst du alles, volle Breite.

Aber nochmal zu Gertrud. Da hat sie wahrscheinlich hinter dem Vorhang gelinst und auf die Uhr gesehen. Ist doch echt unverschämt, wie man da unter Beobachtung steht. Sie meinte noch, der hat ein Kind. An Weihnachten wäre ein Junge da gewesen. So ein Jugendlicher. Ist die Treppe hochgelaufen zusammen mit ihm. Demnach, so Gertrud, war der schon mal verheiratet. Sehr logisch. Das war der Sohn, meinte sie noch.

Hat er dir das erzählt, hab ich gefragt. Ach was, der redet doch nicht mit mir. Aber du. Da fing sie wieder an. Mit dir redet der. Stundenlang. Das muss ja was ganz besonderes sein zwischen euch. Sie guckte mich an, als könnte sie in meinem Gesicht Neuigkeiten angeschlagen sehen.

Jetzt aber mal wirklich. Ist doch nicht zu fassen. Dabei hätte die genug mit sich zu tun. Allein wie die beiden miteinander reden. Tun sie eigentlich nicht wirklich. Sie redet mit jemandem schlecht über ihn und er steht nebendran. Und er macht es genauso. Wenn man denkt, man würde gerne mal wieder eine Beziehung haben wollen, muss man denen nur fünf Minuten zuhören und schon will man nur noch alleine sein.





## LUIS STABAUER: KIRCHGANG

---

Am Abend vor der Abfahrt schrieb Mutti einen Brief an den Bauern. Ich kramte Vatis Lederhose aus dem Kasten, nahm sie zu mir ins Bett und roch daran. So musste ich eingeschlafen sein. Mutti lächelte am Morgen und zog Vatis Hose aus meiner Umarmung.

„Das musst du aber Tante Erni nicht erzählen“, sagte ich und ging in die Küche.

Da saß sie schon, der kleine Karli schmiegte sich an seine Oma. Mutti hatte mir bereits mitgeteilt, dass Tante Erni ihn ins Waldviertel mitnehmen würde. Er war fünf. Ich hatte ihn erst einmal gesehen, und da hatte er mich furchtbar genervt. Jetzt war er ruhig. Seinen Papa kannte ich auch, er beaufsichtigte die Gefangenen am Bauernhof in Siebenlinden. Mutti hatte wieder einmal einen Bekannten organisiert, der uns nach Siebenlinden bringen würde. Für uns hatte sie zusammengelegte Margarinebrote mit Essigkurkerl gerichtet. Traurig winkte ich aus dem abfahrenden Auto.

Karli stellte während der gesamten Fahrt ununterbrochen Fragen: Ob sein Papa noch am Bauernhof sei, was er zu essen bekommen würde, ob es auch Kinder zum Spielen gäbe, wie lange es noch dauern würde, wann wir wieder heimfahren würden und vieles mehr. Der Fahrer schimpfte des Öfteren, weil wir ihm zu laut waren. Soldaten hielten uns an, fragten nach unserem Ziel. Unser Chauffeur zeigte jeweils einen Passierschein und wir durften weiterfahren. Die Wiesen wurden immer mehr von Wäldern verdrängt. Vati fiel mir ein: Die Ausflüge, seine Lieder auf der Ziehharmonika, die gemeinsamen Zeiten in der Werkstatt und unsere Fahrt auf dem Motorrad zum Karl-Marx-Hof. Ich drückte die Nase an die Scheibe, die Bäume flogen vorbei.

Mutti war jetzt ganz alleine. Warum konnte sie nicht mitkommen? Wie konnte sie sich vor den Bomben schützen?

In einer kleinen Stadt kontrollierten wieder Soldaten am Straßenrand. Danach gab es nur mehr Bauernhäuser.

Mit einem Ruck blieben wir stehen. Ich erinnerte mich wieder an den riesigen Bauernhof, wo wir bei gemeinsamen Ausflügen schon dreimal übernachtet hatten. Der große Baum vor dem Haus. Das Marterl auf der Rückseite in der Wiese. Der Bauer war meist grantig gewesen und die Bäuerin hatte immer vor dem Essen gebetet. Auch an die Kinder konnte ich mich erinnern. Die Pferdekoppel war leer.

Tante Erni gab dem Bauern Muttis Brief. Er las, während wir mit den Rucksäcken und Taschen neben dem Auto warteten.

„Kommt weiter“, murrte er, „ihr könnt die kleine Kammer oben nehmen, da stehen drei Betten drinnen. Dein Schwiegersohn ist nicht mehr bei uns, den haben sie an die Front geschickt. Jetzt müssen wir auf das Pack selber aufpassen.“ Tante Erni verabschiedete den Fahrer.

Wir räumten unsere Rucksäcke aus. Karli durfte bei Tante Erni im Ehebett schlafen, ich bekam das Kanapee unter dem Fenster. Wir warteten. Tante Erni wollte noch einmal zum Bauern hinuntergehen, ich musste auf Karli aufpassen.

Die Zeit bis zum Abendessen wollte nicht vergehen. Ich war hungrig. Endlich rief uns die Bäuerin. Es gab große Fleischstücke, Wurst, Käse – und Mutti hatte in Wien kaum etwas zu essen. Sogar Butter mit Verzierung gab es. Den Brotlaib hätte ich gar nicht halten können, so groß war er. Der Bauer zeichnete ein Kreuz auf die Unterseite, bevor er angeschnitten wurde, dann faltete die Bäuerin die Hände und bedankte sich beim Herrn, dem Allmächtigen. Die Kinder falteten auch die Hände und blickten nach unten. Tante Erni deutete Karli und mir, es auch zu tun. Wieder fielen mir Vati und Mutti ein, die hatten damals die Hände einfach auf den Tisch gelegt, als die Bauern gebetet hatten. Tante Erni bedankte sich dreimal, allerdings beim Bauern, bevor sie zugriff.

„Macht euch keine Sorgen“, sagte der Bauer, „zu essen haben wir mehr als genug. Bis zu uns kommen die abgemagerten Städter nicht. In der Milch könnten wir uns baden, aber wir geben sie den Schweinen.“

Erst nachdem wir Messer und Gabel weggelegt hatten, durften wir wieder reden. Eine Frau kam aus der Küche und brachte uns Kindern Kakao. „Das war die Magd“, sagte mir Tante Erni später, „die isst nicht in der Stube.“

Danach spielten wir noch vor dem Hof. Ein Bub und ein Mädchen waren älter als ich, ein zweites Mädchen etwas jünger. „Bist du katholisch oder evangelisch?“, fragte mich die Ältere. Sie hieß Mitzi. Ich wusste nicht, dass es da einen Unterschied gab und stotterte herum.

„Wir sind katholisch“, ergänzte Mitzi.

„Wir auch“, sagte ich. Sie wollte wissen, ob wir auch am Hof mitarbeiten würden, wo meine Mutter sei und ob es stimme, dass jener Soldat, der bis vor einem halben Jahr auf die Gefangenen aufgepasst habe, Karlis Vater sei. Ob ich in Wien ins Gymnasium gehe und ob ich noch Jungmädels oder schon beim Bund Deutscher Mädchen sei. Und ob es stimme, dass mein Vater wegen Hochverrats geköpft worden sei. Wieder einmal schnürte

- 
- > **Luis Stabauer**, geboren 1950 in Seewalchen am Attersee, lebt als Autor in Wien und Seewalchen. Jüngste Veröffentlichungen: „Wann reißt der Himmel auf“, 2014, „Atterwellen“, 2015, Resistenz Verlag (2. Auflage, 2017 im Hollitzer Verlag) und „Die Weißen“, 2018, Hollitzer Verlag. [www.luis-stabauer.at](http://www.luis-stabauer.at)
-

## (ROMANAUSZUG AUS „DIE WEIßEN“)

---

es mir die Kehle zu. Einerseits wusste ich nicht, was ich sagen durfte, und andererseits ärgerte es mich furchtbar, dass sie meinen Vati einen Verräter nannte. Ich sagte nichts und schämte mich dafür. Mitzi erlöste mich aus diesem Schweigen, um mich gleich wieder zu verwirren:

„Morgen gehen wir in die Frühmesse. Das Frühstück gibt es erst danach, weil wir für die heilige Kommunion nüchtern sein müssen.“

„Wir müssen jetzt hinaufgehen“, sagte ich nur und nahm Karli bei der Hand. Ich musste unbedingt mit Tante Erni reden. Sie schickte uns waschen, dann steckte sie Karli in den Pyjama. Er schlief gleich ein. Tante Erni setzte sich auf meinen Bettrand:

„Du weißt doch, hier sind alle sehr katholisch, aber sie sind gut zu uns und hier sind wir sicher. Am besten, du redest nicht viel über die Kirche. Morgen gehst du einfach mit den anderen mit, es ist nicht so weit bis Siebenlinden. Und wenn die anderen Kinder nach vor zum Altar gehen, schließt du dich an. Du musst dann nur den Mund aufmachen und der Pfarrer legt dir eine runde weiße Scheibe in den Mund, die Hostie. Die darfst du essen. Wenn dich jemand fragt, ob du beichten warst, sagst du ja. Der Karli ist ja noch zu klein, der kann bei mir bleiben.“

Ich konnte kaum schlafen. Was konnte passieren, wenn sie bemerkten, dass ich nicht einmal getauft bin? Ich war noch nie bei einer Kommunion. Und beichten? Meine Schulfreundinnen hatten mir oft erzählt, wie schwierig und anstrengend das Beichten sei. Tante Erni tröstete mich am Morgen, ich bräuchte keine Angst zu haben. Die Bauernkinder warteten schon vor dem Hoftor.

Niemand stellte mir Fragen und diese Hostie schmeckte irgendwie fad. Würde mich Mutti dafür schimpfen?

Sonst waren wir Kinder frei, niemand sagte, „Mach dies oder das“, nur Tante Erni musste das Melken lernen. Wir entdeckten geheime Wege durch den Wald. Auf einem davon kamen wir nach Vierlings. Der Name gefiel mir besonders gut.

An den Samstagen mussten wir im Holztrug baden. Die Magd schleppte das warme Wasser in Kübeln heran. Das Badewasser wurde nur nach jedem zweiten Kind gewechselt und am Ende durfte sich die Magd baden, da mussten wir vorher hinausgehen. Tante Erni half Karli beim Waschen, dann war ich dran. Der Bauer stand daneben und grinste. Er sah nicht so aus, als würde er jede Woche baden. Wo sich die Bäuerin wusch, wusste ich nicht.

Als der erste Schnee kam, formten wir daraus auf dem Weg zur Kirche Bälle und warfen auf alle möglichen Ziele. Es war unser Geheimnis. „Die Andacht beginnt schon auf dem Weg zur Kirche“, sagte die Bäuerin immer wieder.

Sie redete viel über Gott und noch mehr über einen Teufel. Er habe einen Pferdefuß und einen Menschenfuß und er könne in jeder Menschengestalt auftreten, sagte sie. Ich wusste, es gibt ihn nicht.

Manchmal musste ich einer alten Frau in Vierlings die Abendmilch bringen. Eines Abends, es war bereits finster und Schnee lag auf der Straße, war ich mit der Milchkanne unterwegs. Als ich von Weitem ein lautes Geräusch hörte, ging ich immer schneller. Von vorne fixierten mich zwei große gelbe Lichter. Sind das die Augen des Teufels? Wird er mir etwas tun? Das Auto fuhr vorbei. Ich hatte etwas Milch verschüttet, aber der Nachbarin fiel das gar nicht auf. Schnell lief ich heim. Nun schien mir, als würden Schritte hinter mir sein. Sie kamen nicht näher, aber sie waren hinter mir her. Die Haustür war offen. Dahinter fühlte ich mich sicher.

Nachdem ich die Milchkanne abgestellt hatte, legte ich mich sofort ins Bett. „Franzi, du bist blöd“, dachte ich, „es gibt doch keinen Teufel.“ Trotzdem hob ich die Decke und schaute, ob ich einen Pferdefuß hätte.

Zu Weihnachten wurden dem Bauern fünf Soldaten zugeteilt. Sie setzten sich zum Tisch und hielten ihr Gewehr umklammert. Die Magd hätte an diesem Abend in der Stube essen dürfen, sie wollte aber bei den zwei polnischen Zwangsarbeitern am kleinen Tisch neben der Vorratskammer bleiben. Die Soldaten flüsternten miteinander. Auf dem kleinen Weihnachtsbaum hingen silberne Kugeln. Nachdem die Kerzen angezündet worden waren, standen die Männer auf und blickten mit leuchtenden Augen in die Flammen.

„Die machen nur Pause, dann morden sie weiter“, dachte ich. Vati fiel mir ein.

„Mensch, räum ab“, rief der Bauer, nachdem alle *Stille Nacht, Heilige Nacht* gesungen hatten. „Mensch, mach dies“, „Mensch, mach das“ und „Mensch, schau nicht so blöd“, hörte ich immer wieder, auch von der Bäuerin und den Kindern. Zum ersten Mal nahm ich wahr, dass man zu einem Menschen *Mensch* als Schimpfwort sagen kann. Tante Erni klärte mich später auf, dass *Mensch* ein anderer Ausdruck für Mädchen war, es die Bauersleute aber schon abwertend verwendeten. Mir tat die Magd leid.

Die Kinder bekamen kleine Geschenke. Für mich hatte Mutti ein Buch geschickt, „Der kleine Prinz“. Ich freute mich aufs Lesen und legte das Buch in die Fensternische.

Der Winter war eiskalt, wir konnten kaum hinausgehen. An einem Nachmittag im März, es wurde langsam wärmer, hörten wir die Magd hinter dem Bauernhof schreien. Ich lief hinaus.

Da lag ein Mann zwischen dem Bauernhof und dem Marterl. Es war einer jener polnischen Gefangenen, die dem Bauern als Knecht zugeteilt worden waren. Steif lag er im Schnee, der Kopf war blutüberströmt. Ein Fichtenzweig steckte in seinem Mund. Auch der Zweig war blutig. Die Magd weinte bitterlich, dann schrie sie auf, hielt sich die Hand vor den Mund, um wieder stiller zu schluchzen.



## ANDREAS PLAMMER: IRGENDWANN KOMMT JEDER NACH HAUSE

---

Wenn man im Auto von Bekannten in einem Rutsch von Barcelona nach Wien fährt, will man danach nur mehr auf dem kürzesten Weg ins Bett. Auch als Beifahrer, auch wenn zwischendurch immerhin Zeit für zwei Pinkelpausen und ein paar Pappbecher Kaffee war. Das würde jedem so gehen, und der Rudi war da keine Ausnahme. Der Rudi nicht und die Romana auch nicht. Auch wenn die Romana über fünfzehn Jahre jünger war wie der Rudi. Und eh schon längst am Absprung. Nach zweiundzwanzig Stunden auf der Rückbank von dem alten Mercedes vom Manfred hätte die Romana aber vermutlich noch neben ganz anderen Männern auch geschlafen. Mit Vergnügen sogar. Hauptsache ein Bett.

Das Bett war aber halt auch genau das Problem. Beziehungsweise die Tür. Der Rudi ist nämlich bei der eigenen Tür nicht mehr hineingekommen, und das ist nicht nur an einem verbogenen Schlüssel oder einem verzogenen Schloss gelegen. Sondern am Haken, der von innen vorgelegt war. Die Tür hat sich gerade einmal drei Zentimeter weit öffnen lassen.

„Da ist irgendwer in der Wohnung“, hat der Rudi festgestellt.

„Dabei hast du mir hoch und heilig geschworen, dass deine ganzen Flitscherln ihren Schlüssel zurückgegeben haben“, hat ihn die Romana angegiftet. Weil man sich halt auch nicht alles gefallen lassen muss. Auch wenn man eigentlich doch eh schon am Absprung ist.

„Das wird nur die Elfi sein“, ist es dem Rudi endlich eingefallen. Leider wieder einmal viel zu spät.

Da war der letzte Rest an Urlaubsstimmung nämlich längst schon verflogen. Bei der Romana sowieso. Beim Rudi aber auch. Dabei hat doch nur die Elfi in der Wohnung sein können. Und die Elfi hätte ja ohne weiteres in der Wohnung sein dürfen. Auch in den Augen von der Romana. Die Elfi hat nämlich erstens während ihrer Abwesenheit die Katzen vom Rudi gehütet. Und zweitens war die Elfi doch wirklich keine Freundin vom Rudi. Sondern nur von der Romana. Das Dumme daran war nur, dass die Elfi eben nicht in der

Wohnung war. Da hat der Rudi noch so lang Sturm läuten können. Die Romana hat es inzwischen lieber direkt bei der Elfi läuten lassen. Und die Elfi auch recht bald am Telefon gehabt. Natürlich noch recht verschlafen. Kein Wunder, wenn man am Sonntagmorgen um sechs Uhr in der Früh aus dem Bett geklingelt wird. Dummerweise aber doch aus dem eigenen Bett. Dummerweise für die Romana und den Rudi zumindest.

„Diese depperten Katzen müssen den Haken irgendwie selber vorgelegt haben“, hat der Rudi gestöhnt.

„Wenn's nicht doch eins von deinen Flitscherln war“, hat die Romana prompt wieder mit der alten Leier angefangen. Dabei hat doch der Rudi in den letzten fünf Minuten die Türklingel gar nicht mehr ausgelassen. Aufgegangen ist aber die Tür von seinem Nachbarn.

„Kommst leicht nicht in die Wohnung hinein?“, hat sich der Herr Assbauer wie immer ausschließlich an den Rudi gewandt. Lohnt sich ja gar nicht erst, sich seine ganzen Weiber zu merken. Wo er doch jeden Monat wieder eine andere hat.

„Könnten Sie mir vielleicht eine Säge borgen?“, hat der Rudi voller Hoffnung gefragt. Der Herr Assbauer war ja ununterbrochen am Heimwerken. Gar nicht zu überhören, wenn man Tür an Tür mit ihm wohnt. Der Rudi hat schon nicht mehr zählen können, wie oft er in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren von Schlagbohrer oder Stichsäge mitten aus dem schönsten Schlaf gerissen worden ist. Der Herr Assbauer muss jede einzelne Wand in seiner Wohnung mindestens dreimal niedergerissen und woanders wieder hochgezogen haben. Vor ein paar Jahren einmal ist er sogar in die Wohnung vom Rudi durchgebrochen. Da wäre der Rudi mit seinem damals gerade aktuellen Flitscherl vor lauter Schreck beinahe senkrecht im Bett gestanden.

„Keine Zeit, keine Zeit“, hat der Herr Assbauer jetzt gesagt und sich davongemacht, und das war einerseits natürlich eine ziemliche Frechheit. Andererseits aber auch ein Glück. Bei den zwei linken Händen vom Rudi.

Es war aber noch in anderer Hinsicht ein Glück, dass der

- 
- > **Andreas Plammer**, geboren 1966 in Wien. Zahlreiche Lesungen und Teilnahmen an Poetry-Slams, Veröffentlichungen in diversen Literaturzeitschriften und Anthologien, Mitorganisator der wöchentlichen Lesungsreihen Anno Literatur Sonntag und Anno Dialekt Donnerstag, Redaktionsmitglied der Literaturzeitschriften „& Radieschen“ und „Morgenschtean“, Vorsitzender der ÖDA (Österreichische DialektautorInnen und -archive). Letzte Veröffentlichungen in: „Wien schön trinken“, Hg. Vanessa Wieser (Milena, 2013) „Radfahren schön trinken“, Hg. Vanessa Wieser + Markus Köhle (Milena, 2014). Einzelpublikation: „Fauler Zauber“, Kriminalroman, Milena 2011.
-

---

Rudi sämtliche Finger hat behalten dürfen. So hat er nämlich die Nummer von seinem Stammlokal am Eck ins Handy tippen können. Und der Ernst war auch wirklich immer noch in seinem Beisel. Samt den üblichen Gästen. Gott sei Dank aber auch samt seiner überdimensionalen Werkzeugkiste. Gleich der nächste Heimwerker aus Passion.

„Ich komm’ sofort“, hat der Ernst auch wirklich brav versprochen. „Ich muss nur mehr ein paar Leute hinaus-schmeißen.“

Gar so optimistisch war der Rudi da aber nicht. Die Gäste vom Ernst haben mit dem Heimgehen ja meist schon so ihre Probleme gehabt. Da hat er sich lieber gleich auf ein bisserl eine längere Wartezeit eingestellt.

Gerade davon hat die Romana aber halt partout nix hören wollen. Sondern den Rudi jede Minute gefragt, wie lange er denn jetzt noch auf den Ernst warten will. Oder ob sie nicht vielleicht doch die Nummer vom Schlüsseldienst heraus-suchen soll.

„Der Ernst kommt sicher gleich“, hat der Rudi sie beruhigen wollen. Eigentlich wider besseres Wissen. Hin und wieder irrt sich Gott sei Dank aber auch der Schlaueste.

Gleich darauf ist der Ernst mit seiner Werkzeugkiste nämlich auch schon beim Rudi auf der Dacke gestanden. Und nicht nur mit seiner Werkzeugkiste. Sondern auch mit einer Flasche Wodka und drei Gläsern.

„Willkommen zu Hause“, hat er gesagt und die drei Stamperl vollgeschenkt.

„Schön wär’s“, hat die Romana das Maulen zwar immer noch nicht lassen können. Der erste Schluck hat sie dann aber doch ein bisserl milder gestimmt.

„Ich beei’ mich auch“, hat der Ernst hoch und heilig versprochen und die Säge auch schon durch den Türspalt gezwängt.

„Kommt’s ihr leicht immer noch nicht in die Wohnung hinein?“, hat der Herr Assbauer in seinem Rücken geätzt. Die Sonntagszeitung unterm Arm. Das war also der Grund dafür, dass er vorhin so gar keine Zeit gehabt hat.

Das Lachen ist ihm aber schnell wieder vergangen. Sobald er sämtliche Taschen an seinem Trainingsanzug vergeblich nach seinem Wohnungsschlüssel durchwühlt hat. Das allein war aber noch nicht das Problem. Eher schon die Tatsache, dass die Frau Assbauer schon von Haus aus ganz schön derrisch war. Und eine ausgesprochene Langschläferin noch dazu. Überhaupt an so einem Sonntagmorgen. Da hat der Herr Assbauer noch so lange läuten und noch so laut klopfen können. So laut, dass der Rudi und die

Romana das leise Quietschen, mit dem der Haken endlich doch einmal nachgegeben und auf den Boden geklappert ist, beinahe noch überhört hätten. Das Triumphgeschrei vom Ernst aber natürlich nicht.

„Jetzt haben wir uns aber alle eine kleine Belohnung verdient“, hat der Rudi gemeint und ordentlich Wodka nachgeschenkt.

„Was ist, kommst nicht in deine Wohnung hinein?“, hat sich die Romana inzwischen beim Herrn Assbauer erkundigt. Nachtragend hat sie also auch noch sein können.

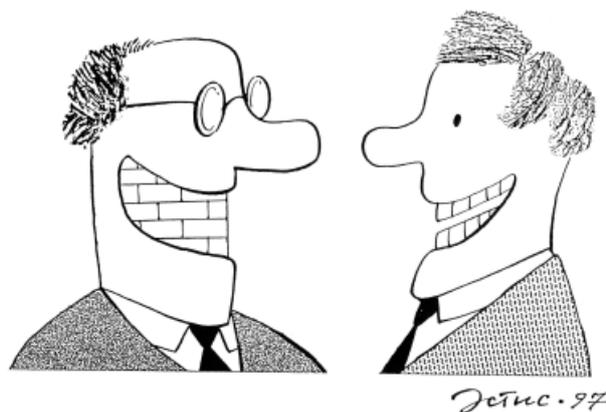
„Nur keine Angst“, hat der Herr Assbauer mit zusammengepressten Lippen geizt. „Die Ilse lässt mich sicher gleich hinein.“

„Da haben wir aber vorher die Flasche leer“, hat der Ernst prompt auch noch seinen Senf dazugeben müssen.

So war es aber auch. Der Rudi, die Romana und der Ernst haben zum Abschied im Chor noch ganz laut „Wilma, Wilma!“ gebrüllt. So à la Fred Feuerstein. Und dann ist der Ernst zurück in seine Bar getaumelt, und der Rudi und die Romana endlich in die Wohnung.

„Gute Nacht“, hat der Rudi nur mehr lallen können. Dann hat er sich aufs Bett fallen lassen und nur wie aus unendlicher Entfernung noch gehört, dass der Herr Assbauer seine Wohnungstür mittlerweile mit Händen und Füßen bearbeitet hat.

Und die Romana war dermaßen müde, dass es beinahe noch vier Wochen gedauert hat, bis sie dem Rudi endlich doch den Laufpass hat geben können.





## JOHANNA WURZINGER: EDEN LIMITED

---

Als erstes hatte sie nur die Aussicht gesehen: Berge, Wolken, Luft und endlos viel Platz. Er hingegen hatte den Wald gesehen, mit der sonnigen Stelle, die sich für ein, zwei Bienenkörbe wunderbar eignete, wie er meinte. Die Entscheidung fiel schnell: Das Haus selbst war trocken und nicht allzu teuer; den Garten würde man mit etwas Arbeit auch in Schuss bekommen. Den Löwenzahn konnte man ausstechen, wobei wichtig war, dass die Wurzel nicht abbriss, sondern im Ganzen entfernt wurde. Die Katzen samt ihrer Hinterlassenschaften wurde man los, indem man sie mit einem gezielten Schuss aus dem Gartenschlauch erwischte; selbiger war auch die Waffe der Wahl im Kampf gegen die Maulwurfsgrillen, wie ihnen ein wohlmeinender Nachbar in schwer verständlichem Dialekt verriet. Die windschiefe und durch und durch morsche Holzhütte rissen sie an einem Nachmittag ab und ersetzten sie durch eine aus Aluminium, leicht, stabil und darüber hinaus sehr preiswert. Anna setzte an die besonnte, dem Weg zugewandte Hausmauer Spalierobst, hauptsächlich Pfirsiche und Marillen.

Im Schrebergarten hatte sie dreimal den Einkochwettbewerb gewonnen, denn ihre Ribiseln konnten sich sehen lassen, prall und rot wie unzählige kleine Wasserbälle. Nur mit den Bäumen war es dort nie etwas geworden, wegen der Wuchshöhenbeschränkung, und mit der Zeit war der Verkehrslärm immer störender geworden, ein Drittel der Vereinsanlage hatte man eingeebnet und darauf Reihenhäuser errichtet. Das Geschrei der Kinder, die dort (vermutlich gemeinsam mit ihren Eltern) eingezogen waren, hatte Anna gestört, und er, Winfried, musste immer öfter an schadstofffreien Kräutertee und ruhige Abendspaziergänge denken. An ein Leben in Freiheit und unverbrauchter, unverfälschter Natur. Malerisch, sagte auch Nadine, als sie das erste Mal hier war. Ein echter Glücksgriff.

Als nächstes sahen sie, was sie hätten sehen müssen: Dass die Stelle, an der sie die Bäumchen gesetzt hatten, wiewohl sonnig, wetterseitig lag, sodass ein plötzlicher Hagelschauer den ersten knospenden Früchten ein Ende

setzte, bevor Winfried um die Schutzvliese rennen konnte. Dass die Beete, in die Anna liebevoll Gemüseschösslinge, Kräuter und Blumen zu pflanzen versuchte, stets von zierlichen Hufspuren umringt waren.

Dass der Baumschatten bereits ab zwei, drei Uhr nachmittags auf die Wiese fiel, sodass diese nie richtig trocknete und der Rasenmäher, von Winfried aus Gewohnheit wöchentlich eingesetzt, hässliche, schlammige Furchen hinterließ.

Marillen würden hier ohnehin nicht gedeihen, log der Nachbar, zu rau sei das Klima und zu unvorhersehbar die Niederschläge, wobei er so tat, als trage der Baum in seinem Rücken gelbe Zwetschken. Er empfehle Ribiseln.

Rehe, erläuterte die Nachbarin mit seelenruhiger Selbstverständlichkeit, sie schlichen nachts aus den Wäldern, auf der Suche nach nahrhaften jungen Trieben, und so ein Beet käme ihnen gerade recht. Auch Wühlmäuse fühlten sich hier wohl.

Zirben, bestätigte der Nachbar, sie dürften an die hundert Jahre alt sein, aus ihren Zapfen lasse sich hervorragender Schnaps herstellen, fällen dürfe man sie nicht mehr, seit die verdammten Grünen im Gemeinderat säßen, aber er könne ein gutes Gift empfehlen, das dem Bestand in ein, zwei Monaten den Garaus machen müsste. Gemüse würde er dort dann aber länger nicht mehr anpflanzen. Anna lehnte entsetzt ab und warf Winfried später vor, zu wenig vehement aufgetreten zu sein; erst als die Ameisen, die offenbar im Fundament campiert hatten, ins Wohnzimmer übersiedelten, änderte sie ihre Meinung in puncto chemischer Kriegsführung. Nur gegen die Wespen half so gut wie nichts.

Sie übergaben, sobald sie in der Gemeinde Fuß gefasst hatten (was leider auch den sonntäglichen Kirchgang zur Notwendigkeit machte), das Wiesenproblem an einen der Bauern, der ihnen eine Drainage und die Wiese damit trockenlegte. Die Causa Rehe erwies sich als komplizierter: Zaun Nummer eins, aus unauffälligem grünen Maschendraht und zum Wald hin entlang der gesamten Grundstücksgrenze gezogen, hatte keine nennenswerten

- 
- > **Johanna Wurzinger**, geboren 1983, Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaften und der Slawistik in Wien und St. Petersburg. Beruflich beschäftigt als Presse- und Werbetexterin, derzeit als Texterin in einer Linzer Kommunikations- und Werbeagentur. Daneben freie schriftstellerische Tätigkeit; Veröffentlichungen u. a. in „&Radieschen“, „DUM“ und „Asphaltspuren“.
-



**BRIGITTE THURNER**

---

Auswirkungen. Zaun Nummer zwei, diesmal in Überkopfhöhe und nahtlos angestückelt an Zaun Nummer eins, verlief außerdem entlang der Grenze zu den Nachbarn. Winfried verbrachte drei schweißstriefende Tage damit, die Zaunpfähle einzuschlagen. Die Blicke der Nachbarn setzten ihm ebenso zu wie die Insekten.

Der kleine Brunnen hangabwärts gab, obwohl der Sommer eher kühl war, plötzlich nur mehr wenig Wasser, sodass Anna mit einer Gießkanne zwischen Haus und Kräutergarten hin- und hergehen musste, bis ihr der Rücken weh tat. Abends bewunderte Winfried ihre Schultermuskeln. Du wirst mir noch eine richtige Bodybuilderin auf deine alten Tage, scherzte er. Das Lachen aber verging beiden, als sie wenige Tage später feststellten, dass der neue Zaun an drei Stellen niedergerissen und der Garten dem Erdboden gleichgemacht worden war. Kinder, vermutete Winfried mit Grabesstimme. Wildschweine, berichtigte der Nachbar, der immer öfter uneingeladen auftauchte. Da helfe so ein Maschenkikifax (er drückte es anders aus) nichts. Winfried war entschlossen, es nun gründlich anzugehen, koste es, was es wolle, zumal auch sein Bienenstock unter den Opfern war. Zaun Nummer drei war folglich aus stabilem, mit mehreren Schichten Wetterschutzlack behandeltem Holz, rehsicher, wildschweinsicher, windsicher, blicksicher, nach unten einen halben Meter in die Erde hinein mit einem engmaschigen Gitter und an allen vier Seiten mit einer versperrbaren Tür versehen. Winfried sah die Nachbarn ihre Köpfe schütteln, als der Lieferwagen vom Lagerhaus vorfuhr. Anna schluckte und pflanzte Kletterpflanzen, aber für heuer war es schon zu spät. Sei froh, so musst du weniger gießen, tröstete sie die Nachbarin, und schenkte ihr eine Familie Gartenzwerge für mehr Farbe. Tatsächlich gediehen nun auch Annas Zwiebeln etwas besser; zumindest die Wildscheine und Rehe blieben draußen, und nachdem sie Insektengitter vor allen Fenstern angebracht hatten, endlich auch die Wespen, Gelsen und Weberknechte. Anna kochte Ribiselmarmelade ein, schleppte Wasser und beobachtete, wie die Spatzen die Grassamen auf der trockenen Wiese aufpickten. Wenn sie im oberen Stock am Fenster stand, war die Aussicht immer noch schön.

Der Herbst verlief störungsfrei und herrlich ruhig. Auch der Winter brachte nur eine einzige Überraschung: dass der Zaun bloß eines nicht gewesen war, nämlich lawinensicher.

#### NACHBARIN

kuan fluchtweg offen  
sitzt sie im loch  
und gschpiart  
wia jedn tag  
a paar breckle eard  
auf sie falle

kein fluchtweg offen  
sitzt sie im loch  
und spürt  
wie jeden tag  
ein paar brocken erde  
auf sie fallen

- 
- > **Brigitte Thurner,**  
geboren 1963, verheiratet, Mutter von vier Kindern,  
lebt und arbeitet in Imst. Mitglied der Oberländer  
Literaturplattform „Wortraum“.  
Textverfassung für eine CD der Aventurin-  
Bogenwelten.  
Lesungen im Rahmen der Kunststraße Imst.  
Mitautorin von „Reifes Korn keimt aufs Neue“.
-



## MARKUS GRUNDTNER: GANZ UNTER UNS

---

„Ein Wahnsinn, wie die Kanzlei wächst“, sagte Dr. Janisch und breitete die Arme aus. „Der größte Tisch im Restaurant ist fast zu klein für uns.“

Der Kellner brachte die Vorspeise, während Janisch die Weihnachtsfeier mit einer kurzen Ansprache eröffnete.

„Heuer waren wir besonders stark im Nachbarschaftsrecht. Gerichtsverfahren um zu laute Rasenmäher, zu hohe Bäume und zu hässliche Sträucher mögen banal erscheinen. Dabei sind doch alle unsere Mandanten nichts anderes als Nachbarn.“

Dr. Janisch lachte.

„Zerstrittene GmbH-Gesellschafter! Und erst Eheleute! Nicht zu vergessen: Arbeitgeber und Arbeitnehmer!“

Er starrte in die dampfende Fischsuppe vor ihm.

„Wir haben gut verdient an den Klagen von Menschen, die nebeneinander leben müssen, aber nicht miteinander reden können.“

Janisch nahm einen Löffel voll und ließ die Suppe ein wenig abkühlen.

„Außerdem sind so viele Kapazitäten in unserer Kanzlei frei geworden. Noch dazu nutzen wir unsere verfügbaren Ressourcen effizienter. Nur mithilfe neuester Computerprogramme. Meine Diktiersoftware macht zwar auch Fehler, aber viel weniger als unser werter Sekretär Nörringer. Da er heute nicht zur Feier gekommen ist, kann ich es ja sagen. Wir werden uns gleich im neuen Jahr von ihm trennen müssen. Aber das bleibt, bitte, ganz unter uns.“

Während Janisch seine Suppe auslöffelte, saß Nörringer mit seiner Freundin Anna in der Küche ihrer Drei-Zimmer-Wohnung am Stadtrand Wiens.

Er schnaubte: „Die ganze Woche hocke ich im Büro. Und der Freitagabend soll auch noch für eine Weihnachtsfeier draufgehen? Sicher nicht.“ Anna legte ihre Hand auf seine Schulter: „Du musst dort nicht arbeiten, wenn du nicht willst.“

Nörringer nickte: „Schauen wir mal, wie lange noch.“ Er erhob sich und ging in sein Arbeitszimmer, wo ein mächtiger Papierstapel auf seinem Schreibtisch lag. Nörringer sagte: „Er sollte mich bloß gut behandeln, ansonsten ...“

Dann strich er über das Deckblatt, auf dem zu lesen war: „Aus dem Leben eines Sekretärs – Ein Roman in vier Bänden“.

Anna rief ihm nach: „Ist das mit dem Buch wirklich so eine gute Idee?“

„Sicher doch! Aber einstweilen bleibt das ganz unter uns.“

Im Fischrestaurant war Dr. Janisch in der Zwischenzeit bei der Hauptspeise angelangt.

„Und natürlich Frau Gruber. Unsere Perle. Unsere wahre Kanzleileiterin. Sie konnte heute leider auch nicht kommen. Ohne ihre Hilfe wäre mein Leben tausendmal anstrengender. Sie ist zwar noch jung, aber in manchen rechtlichen Dingen kennt sie sich besser aus als ich. Nachdem Gehaltsverhandlungen anstehen, werde ich mich hüten, sie das wissen zu lassen oder sie deshalb vielleicht gar zu loben. Das bleibt also am besten auch ganz unter uns.“

Während Dr. Janisch seine Goldbrasse zerteilte, stand Ilse Gruber vor dem Juridicum und machte mit einer Gruppe Jus-Studenten eine Zigarettenpause.

„Natürlich habe ich meinem Chef nicht erzählt, dass ich Jus studiere. Der wird schön schauen, wenn ich ihm den Magisterbescheid samt Kündigung auf den Schreibtisch knalle.“

Sie nahm einen tiefen Zug und blies den Rauch aus.

„Aber, erzählt das bitte keinem weiter. Die Branche ist klein. Jeder kennt jeden. Das muss ganz unter uns bleiben.“

Dr. Janisch hatte den Fisch fertig filetiert und das Fischfleisch komplett aufgegessen. Er stand auf, um sein Glas zu erheben.

„Ich bin meiner Konzipientin Hegner zu großem Dank verpflichtet. Es kommt oft vor, dass mehr Arbeit anfällt. Viel mehr Arbeit. Dann springt sie in die Bresche. Und zwar, ohne sich zu beschweren.“

Janisch wollte sich schon setzen, doch er hielt inne.

„Auch meinem Kanzleipartner Jungmayr bin ich höchst verbunden. Freigeist, wie er ist, arbeitet er nur an seinen

- 
- > **Markus Grundtner** ist Autor im Sein, Anwalt im Werden und Journalist im Ruhestand. Er lebt und arbeitet an verschiedenen Schreibtischen in Wien. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften, zuletzt in *syrinx magazine* #5. Auftritte im Literatur-Radio. Lesungen in Österreich und Deutschland. Publikumspreis beim Wiener Werkstattpreis 2017.
-



## ANGELIKA POLAK-POLLHAMMER

eigenen Akten. Aber seine kleine Kanzlei in meiner großen Kanzlei wirtschaftet gut. Sehr gut sogar.“

Der Kellner brachte das Dessert, es gab Zitronensorbet. „Frau Hegner und Herr Jungmayr sind heute leider auch verhindert. Ich nehme an, sie müssen noch Arbeit erledigen. Ich freue mich auf eine lange Zusammenarbeit. Ja, es bleibt mir nichts anderes übrig. Sollte Jungmayr sich selbständig machen, und seine Mandanten mitnehmen, würde es unsere Kanzlei zerfetzen. Es versteht sich somit von selbst, dass dies ganz unter uns bleibt.“

Draußen im Wienerwald saß Jungmayr mit Hegner in dessen Wochenendhaus vor dem brennenden Kamin. Beide hatten jeweils einen Laptop auf dem Schoß, außerdem ein Tablet und zwei Smartphones neben sich liegen. Sie verwendeten die Geräte abwechselnd.

Jungmayr sagte: „Langsam nimmt das Konzept für unsere Kanzlei Gestalt an.“

„Wann kontaktieren wir ein IT-Unternehmen wegen einer eigenen Kanzlei-Webseite?“, fragte Hegner.

„Erst im Frühling. Vorläufig muss das ganz unter uns bleiben.“

Dr. Janisch aß den letzten Löffel seines Zitronensorbets. Vor ihm lag sein eingeschaltetes Diktiergerät, er nahm es zur Hand und sprach hinein: „Ende des Diktats zur Weihnachtsfeier.“

Der Kellner räumte die unbenutzten Gedecke von dem Tisch ab, an dem Janisch schon den ganzen Abend alleine saß.

„Ein Wahnsinn, wie sauber das alles ist“, sagte Dr. Janisch. „Da haben wir uns beide einiges erspart.“

Der Kellner nickte. Dr. Janisch bezahlte die Rechnung, ohne Trinkgeld zu geben. Er blickte sich um: „So viele bekannte Gesichter hier.“ Der Kellner nickte wieder.

Im Lokal erkannte Janisch Anwaltskollegen, aber auch Geschäftsführer großer Unternehmen. Sie alle saßen da und redeten mit ihren Diktiergeräten, jeder von ihnen an seiner eigenen gedeckten Tafel. Dr. Janisch war heute nicht der einzige Arbeitgeber, der alleine das vergangene Jahr feierte. Diejenigen, die er kannte, grüßte er. Er rief ihnen zu: „Frohe Weihnachten allerseits! Und ein erfolgreiches neues Jahr!“

Beim Verlassen des Restaurants schüttelte Janisch den Kopf und schmunzelte: „Es ist wirklich grandios. Wie wir alle so ganz unter uns bleiben.“

links rechts  
oben unten  
haben alle fenster augen  
sehen tag und nacht  
gespenster  
der briefträger der geliebte  
der ehemann nie daheim  
ein sauvieh der hund  
die kinder taugen nichts  
ein saustall ums haus  
im frühling noch hängt  
der weihnachtsstern an der haustüre  
er gibt dem osterhasen lichtzeichen  
und alle vergessen beim schauen  
auf die eigene

haustür

ZNACHTS

heit hat s liacht  
aber lang brennt  
in dr nachbarschaft  
er schu wiedr nit darhoam  
sie ganz alluan  
in dr stubm  
bis z morgets in dr friah  
ih hans lei zuafällig gsehchn  
wegn meiner prostata

fünfmal muaß ih austiahn  
znachts

- 
- > **Angelika Polak-Pollhammer**, geboren 1974, lebt und arbeitet in Imst seit Herbst 2010 Mitglied der Oberländer Literaturplattform „Wortraum“. Teilnahme bei verschiedenen Textwerkstätten. Veröffentlichungen in Literaturzeitschrift und Anthologien. Schreibt in Schriftsprache und Dialekt. Jüngste Publikation: „Eppes tuet sig“ (gemeinsam mit Maria Koch und Ingeborg Schmid-Mummert), Kyrene 2016.
-



## LEA JEHLE

---

### HALB – HALB

den ganzen tag  
die jalousien  
halb offen  
halb zu

weil sie etwas sehen will  
weil ihr nichts entgehen darf  
halb offen

weil niemand etwas sehen soll  
weil niemand in sie hineinschauen darf  
halb zu

## BAS LINDGAARD

---

### RABE

Beim Einschlafen  
in der Morgendämmerung  
beobachten,  
wie der Rabenvater  
seine Jungen füttert  
und ihn dann  
zwischen den Blättern  
verlieren.  
Aufschrecken  
vom Knall  
der Schrotflinte  
in der Wohnung  
nebenan  
und darüber  
nachdenken,  
was für ein Mensch  
er wohl war.  
Toastbrot  
mit Wurst essen  
und versuchen,  
zu schlafen.

---

#### > **Lea Jehle,**

geboren 1956, Zams; verheiratet, 3 Kinder; schreibt Lyrik in Dialekt und Schriftsprache; seit 2010 Mitglied der Oberländer Literaturplattform Wortraum; Veröffentlichungen in Zeitschriften („DUM“, „Morgenschtean“) und Anthologien: „zwischen zeigern und zeilen“ (Turmbund, Innsbruck 2012), „Time to Say: No!“ (P.E.N.-Club Austria 2013); 2017 eine der 9 Autorinnen in „Reifes Korn keimt aufs Neue“, Psalmen neu interpretiert; Hg. Annemarie Regensburger, Kyrene Verlag.

---

---

#### > **Bas Lindgaard**

kommt aus Mannheim lebt für Wort und Schrift. Bisherige Veröffentlichungen: Kurzgeschichte „Lavada“, veröffentlicht im „KARUSSELL“, Bergische Zeitschrift für Literatur, Ausgabe 7 (November 2017).

---



**ANDREA TRAVNIK**

NACH DER RAST

Die U3 müffelt nach Heimat,  
gärend schwer und süß  
wie frisch gebackener Reindling  
nach der Rast.

Endlich endlich fliege ich  
auf dem stählernen Teppich  
statisch ins vertraute  
Hell des Untergrunds.

Vibrationen der Lungen,  
Restless-Legs-Syndrom  
der Stadt weckt stündlich  
vom Nagelbettschlaf.

Züge schicken REM-Vibes.  
Straßenseitenesszimmer mit Lustern  
lasern durch Doppelfenster  
auf den Gehsteig, in mein Auge.

Stimmen traurig,  
die Luft wird dünner,  
das Herz schlägt nur  
jeden zweiten Schlag.

An der Hauptschlagader  
bewache ich die Freiheit,  
die Assoziationen und Dissoziationen  
und fiebere darauf.

---

> **Andrea Travnik,**

geboren 1989, ist in ihrer Studiums- und Berufswahl dorthin gefolgt, wo sie sich am wohlsten fühlt: Zum Wort. Das Komparatistik-Studium hat sie 2016 abgeschlossen, seit 2012 arbeitet sie in verschiedenen Verlagen und Redaktionen als Lektorin und/oder Redakteurin. Neben Rezensionen im Online-Kulturmagazin „etc.“ verfasst sie mit großer Leidenschaft Lyrik und Kurzprosa.



**ANNEMARIE  
REGENSBURGER**

'S NUIJE HAUS

A Haus baut  
a schias  
a groaßes

viel Platz braucht  
viel Gald kejt  
viel eiche gsteckt

d' Leit stiahn bliebm  
habm gschaugt  
habm Neid kejt  
habm sig gfragt  
warum a Toal Glück habm  
warum a Toal Schmoaß habm

a Maure drumum gmacht  
a hoache  
nimme driber gsehchn  
's Glück –  
isch es hintn drei ?

---

> **Annemarie Regensburger,**

geboren 1948 in Stams. Lebt in Imst. Lyrik und Kurzprosa in Dialekt und Schriftsprache. Zur Sprache bringen, was sonst so ungesagt bleibt. Zahlreiche Publikationen (Haymon Verlag, Tyrolia Verlag, Verlag M. Naumann, Edition Tintenfaß), Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, unter anderem in „Österreichische Literatur 1945 – 1998“ von Prof. Klaus Zeyringer (Haymon 1999).  
[www.annemarieregensburger.at](http://www.annemarieregensburger.at)



## STEPHAN GROETZNER: DIE FÜNF-MILLIONEN-EURO-FRAGE

---

So.

Das war *die* Geschichte.

So was kann natürlich nur in einer Großstadt passieren. Wenn mindestens einer der Protagonisten etwas genommen hat. Wenn nicht das ganze Haus. Wenn nicht überhaupt. Ja, *wenn* überhaupt. Der Ich-Erzähler hat wahrscheinlich im Koma vor dem Fernseher gelegen und sich alles nur eingebildet. Außerdem ist er inzwischen umgezogen und weiß gar nicht mehr, wo das alles gewesen ist.

Wo ich jetzt wohne, bin ich mir fast sicher, dass ich der einzige bin, der was nimmt. Das merke ich daran, dass die Nachbarn zwar immer noch Monster sind, aber *sie fallen nicht auf*. Sie überraschen mich nie durch irgendwelche merkwürdigen Verhaltensweisen oder bizarre Handlungen. Sie sind normal.

Sie haben *normale* Stimmen. Die Stimmen, die ich höre, sind *normal*. Sie sagen: „Naaah? Soll's wieder losgehn?“ Sie sagen: „Naaaaaaah-jn, naaaaaah-jn, AUS! Aus, Benni, AUS hab ich gesagt!“ Und sie sagen: „Nag-nag-nag, ich bin die WC-Ente und mit meinem langen Hals ---“ und „Jaah-jaah-jaah, tiefer, fester, tiefer ---“ Dann klingelt es an der Haustür und einer sagt: „Ich komme gleich.“

Manche dieser Stimmen kommen sicher aus dem Fernseher. Sie kommen von weit weg. Andere sind näher. Mit denen kann ich mich sogar unterhalten. Die Unterhaltungen gehen so:

„Naaah? Geht's gut?“

„Es geht gut! Gut! Gut! Viel Gemüse essen! Gut!“

„Gemüse? Ja, das ist gut. Gemüse ist gut. Das Gemüse ist jetzt wieder freigegeben.“

„Gemüse ist gut.“

„Vor Gemüse wurde gewarnt.“

„Gut, gut, Gemüse ist gut und sogar gesund.“

„Deswegen ist es jetzt ja auch wieder freigegeben. Die über-treiben ja immer. Das ist genau wie mit der Hühnergrippe.“

„Huhn ist gut.“

„Das, was ich immer sage. Hühnerbrühe ist gut gegen Grippe.“

„Huhn ist immer gut.“

„Und Wachteleier. Wissen Sie, wie lange ein Wachtelei

braucht, um hart zu werden?“

Wie gesagt: Mit meinen jetzigen Nachbarn kann ich mich ganz normal unterhalten. Das war früher nicht so. Da sagte einer zum Beispiel: „Der Weihnachtsbaum klingelt!“ und ein anderer faselte etwas über Maschinengewehre: „1000 Schuss! In einer Minute!“ Und wieder ein anderer fragte: „Sind Sie zufällig ein Sammler von Chronographen?“

Letzteren Satz habe ich in einer Irrenanstalt gehört, genauer gesagt im LKH Düren, wo man mir Ende der 80er Jahre eine „paranoid-halluzinatorische Psychose aus dem schizophrenen Formenkreis“ attestierte. Da kann ich mir jetzt aussuchen: Wenn die Diagnose stimmt, dann habe ich diesen Satz womöglich gar nicht wirklich gehört. Oder vielleicht schon gehört, aber es war niemand da, der diesen Satz gesagt hat. Und ich bin mir in meiner Erinnerung auch unsicher: Vielleicht hat er Chronometer gesagt. Dann hat er den linken Ärmel seiner Strickjacke hochgerollt und eine Anzahl (waren es vier oder fünf?) Armbanduhren enthüllt.

Und ich weiß noch, dass ich ein bisschen enttäuscht war. Chronometer klingt interessanter als *Uhr*. Na ja, Uhr klingt immerhin nach Urwald, und tatsächlich war es ja in der kümmerlichen Parkanlage in der Nähe der Mauer, die das Territorium des Landeskrankenhauses umfriedete; was ich sagen will: Es waren Bäume da.

Doch: Auch wenn sich das genaue Datum dieser Begegnung recherchieren ließe, und ich sogar die genaue Uhrzeit weiß – ich konnte sie ja auf vier oder fünf Chronometern gleichzeitig ablesen –, ist meine Erinnerung daran merkwürdig unscharf, und wenn ich ehrlich sein will: Ich habe zwar Uhren gesehen, aber ich habe keine einzige eines näheren Blickes gewürdigt.

Es war jedenfalls im Sommer, es dämmerte schon und es war 19 Uhr 53, um genau zu sein. Wir standen unter Bäumen, in einer Art Wald, es handelte sich um die Parkanlage des LKH Düren, der Mann trug außer den vier oder fünf Armbanduhren, die alle mehr oder weniger 19 Uhr 53 anzeigten, und der Strickjacke noch einen Bademantel (unter der Strickjacke) – kurz: Ich hatte den starken Verdacht, es könnte sich um einen Irren handeln.

Abends werden die Stimmen manchmal lauter. Aber auch das ist normal. Die Stimmen werden lauter und sagen:

- 
- > **Stephan Groetzner**, geb. 1965 in Hamburg; arbeitete u. a. als Chorleiter, Galerist, Erntehelfer, Organist, Stanzer und Wachtmeister; lebt seit 1996 in Berlin; 1998 Preisträger beim Open Mike der LiteraturWERKstatt Berlin; 2014 Literatur- und Publikumspreis Wartholz; Bücher: „Die Kuh in meinem Kopf“ (2012), „So ist das“ (2013), „Tote Russen“ (2015).
-

„Jawoll-ja, jawoll-ja, jetzt-ja! Jetzt! Neeeeiiiihn! Aaaaaa-ouuuu! Aouwei-ja! Oooouuuu! Mann Mann Mann!“

Manchmal gibt es Geschrei. Aber es ist normales Geschrei, d. h. der Schrei erklärt sich selbst, ist nicht unmotiviert, hat sich schon im Lauterwerden der Stimmen angekündigt: „Jawoll-ja, ja-woll-ja, jetzt! und – TOOOOOOOOOO-HHHHHHR!“

Ich weiß ja, was gespielt wird. Da können mich auch die pyrotechnischen Aktivitäten nicht aus der Ruhe bringen, auch wenn es wie Maschinengewehrfeuer klingt.

So.

Das war *die* Geschichte.

19 Uhr 53. Die Maschinengewehre halten eine reiche Ernte. Die Wolkenschicht ist unverändert, der Himmel gleichgültig wie immer.

Ich liege unverändert auf dem Sofa, gleichgültig wie immer, und betrachte die vorüberziehenden Wolkenformationen. Es sieht nach Regen aus, aber das ist mir gleichgültig; ich habe ohnehin nicht vor, nach draußen zu gehen.

19 Uhr 53. Gleich kommt die Fünf-Millionen-Euro-Frage. Die Kandidaten sind alle Idioten, keiner kann die Fragen richtig beantworten, der Moderator ist auch ein Idiot, denn er muss die richtigen Antworten von Kärtchen ablesen, und ich frage mich: Was sind das für Idioten, die sich so eine Idioten-Sendung anschauen?

Ich gehe in die Küche, um mir rasch etwas zu essen zu machen. Es findet sich eine Frühlingsrolle „best before“, der Rest ist nicht lesbar (vielleicht ist es Koreanisch), auf jeden Fall ist es jetzt zu spät, und überhaupt ist früher alles besser gewesen. Früher hat es zum Beispiel noch richtigen Regen gegeben, es hat nicht nur so ausgesehen, als ob ...

Es sieht nach Maschinengewehrfeuer aus.

Als ich wiederkomme, hat die Sendung schon begonnen, ich habe die Frage verpasst. In einer Nahaufnahme sieht man, wie auf der Stirn des Kandidaten Schweißperlen austreten, über sein Gesicht rollen und zu Boden tropfen.

Tick – tick – tick.

Es ist still. Nur dieses Ticken ist zu hören. Und nach einer Weile merkt man, dass die Tropfen nicht mit dem Ticken synchron sind. Eine Uhr mit einem rückwärts laufenden Zeiger wird eingeblendet, im Publikum entsteht ein Rauschen, das zu einem ausgewachsenen Crescendo anwächst, welches unglaublicher Weise noch anschwillt, als der Zeiger um die Ecke biegt und die letzten 10 Sekunden einläutet. Neun – Acht – Sieben. Der Kandidat hebt die Hand. Vielleicht will er etwas sagen, vielleicht will er sich auch nur den Schweiß von der Stirn wischen.

Plötzlich ist es wieder still.

Der Kandidat wischt sich den Schweiß von der Stirn, öffnet den Mund und sagt: „Fünf Minuten?“

Der Meister sagt: „Ist das eine Frage oder ist das eine Antwort?“

Der Kandidat sagt: „Eine Antwort?“

Der Meister sagt: „Das dürfen Sie mich nicht fragen. Sie müssen es mir schon sagen.“

Der Kandidat sagt: „Dann sage ich mal: Das ist die Antwort. Fünf Minuten ist die Antwort.“

„Hm“, sagt der Meister und runzelt die Stirn. Er schaut in seine Kärtchen, er mischt die Kärtchen, er sortiert die Kärtchen, er zieht ein Kärtchen heraus und sagt: „ – “

Im Publikum entsteht eine Stille: „ – “

„Eine Minute“, sagt der Meister in die entstehende Stille hinein, „nur eine Minute!“



Den Künstlern viel Applaus.  
Den Besuchern viel Vergnügen.

Kultur ist die Würze des Lebens. Deswegen kümmern wir uns nicht nur um Ihr Geldleben, sondern unterstützen auch ausgewählte kulturelle Projekte.

**SPARKASSE**   
Langenlois  
Was zählt, sind die Menschen.



## ELISABETH DIMMINGER: MEIN KLEINER NACHBAR

---

### Unser Garten

Ich liebe das Grün, die verschiedenen Grün.  
So sanft, frisch, weich und prall.  
Keine andre Farbe hat eine so beruhigende Wirkung.

### Mein kleiner Nachbar

Es gibt noch eine Farbe die ich mag.  
Es ist Rot. Das Rot von Martins Haaren.  
Es leuchtet über die Hügel  
Und in der Finsternis.  
Ein wärmendes Feuer,  
zu jeder Jahreszeit.

### Mein Tagebuch

Manchmal denke ich, dass ich mit diesem Buch ehrlicher  
bin als mit jedem mir noch so nahem Menschen.  
Und mit mir selbst.

### Mein kleiner Nachbar

Heuer hat Martin schwimmen gelernt.  
Ich kenne keinen Erwachsenen, der sich so freut,  
wenn ihm das Wasser bis zum Hals steht.

### Unser Garten

Wir haben jetzt ein Insektenhotel. Eine Baugenehmigung  
haben wir nicht eingeholt, dafür aber den Segen der Bienen  
erhalten. Seit diese Nektarsammlerinnen ihre Eier in unse-  
rem Hotel ablegen, habe ich eine weitere Lieblingsfarbe:  
Gelb.

### Mein Tagebuch

Wenn ich nicht mehr weiterweiß, schlage ich mein  
Tagebuch auf. Es ist beruhigend, wie sich aus dem Nichts  
Wort um Wort eine neue Erkenntnis auf die alles ordnen-  
den Linien setzt. Alles wird gut.

### Mein kleiner Nachbar

Martins Sommersprossen sind funkelnde Sterne. Er will  
wissen, woran ich erkrankt bin. Ich habe Krebs. Aber die  
Ärzte haben ihn aus meinem Bauch herausgeschnitten. Wie  
bekommt man Krebs? Ich kann ihm die Frage nicht beant-  
worten.

### Unser Garten

Meine Frau hat während meines Krankenhausaufenthaltes  
eine grüne Markise angeschafft. Ich kann jetzt an der fri-  
schen Luft sein. Wenn das Brummen der Rasenmäher in  
der Nachbarschaft verstummt, darf ich die Grillen hören.  
Unsere Katze stolziert mit einer Libelle im Maul an mir  
vorbei.

### Mein Tagebuch

Ich habe mein Tagebuch umfunktioniert. Es ist eine Art  
Pflegedokumentation geworden. 6:30 Uhr Beutel leeren.  
Brechreiz, Übelkeit. 7:15 Uhr Taxi, Übelkeit, Kreislauf ... .  
8:30 Uhr Aufnahme. Mittel gegen Übelkeit. Gewicht 45,1 kg.  
Kochsalzlösung. Diverse Untersuchungen: Ultraschall Nieren  
und Blase, Röntgen Lunge. Alles Okay. 13:00 Uhr Beutel  
leeren. 13:30 Uhr Mittagessen. Spaghetti, Apfelkompott.  
RUHETAG. 16:00 Uhr Beutel leeren. 17:30 Abendessen,  
Grießsuppe, Gemüsestrudel. 20:00 Uhr. Schlaftabletten.  
Morgen Chemo.

### Mein kleiner Nachbar

Martin singt mir ein Lied vor. Ich verstehe nicht alles was  
er singt. Aber er trifft die Töne perfekt. Er will einmal  
Bassgitarre lernen. Er spielt Luftgitarre. Die ganze Terrasse  
wird zur Bühne umgebaut. Er hilft mir aus dem Liegesessel  
und richtet mir einen neuen Liegeplatz, damit ich einen  
besseren Blick auf die Bühne habe. Das Konzert ist ein gro-  
ßes Gezappel.

### Unser Garten

Ich höre die Grillen wieder. Sie scheinen vom Nachmit-  
tagskonzert inspiriert. Die Stimmen der Nachbarn sind  
weit weg. Nur ich und die Geräusche im Garten. Wie sich  
das Leben doch zurückziehen kann. Nach der Klausur  
wird es mir besser gehen.

### Mein kleiner Nachbar.

Martin hat sich das Kinn aufgeschlagen. Er war beim Arzt  
nähen. Er möchte meine Narbe sehen. *O, du bist ja zusam-  
mengeheftet. Die Ärzte haben meinen Bauch von oben  
nach unten aufgeschnitten. Warst du da tot?*

---

> Elisabeth Dimminger, geb. 1963 in Kirchdorf an der Krems.  
Berufliche Um-, Quer- und Aussteigerin. Lebt zwischen den Welten. [www.dietextschmiede.at](http://www.dietextschmiede.at)

---

---

### Mein Tagebuch

Heute kann ich nicht schreiben. Ich habe begonnen zu zeichnen. Skizzen. Vom Überleben. Auf Linien.

### Mein kleiner Nachbar

*Darf ich dir was sagen?*

*Na klar.*

*Das wird dir aber nicht gefallen.*

*Das kann ich mir nicht vorstellen.*

*Ich habe heute im Hort geschimpft bekommen.*

*Aber warum denn?*

*Weil ich das S Wort gesagt habe.*

*Weißt du was, wir sagen es jetzt gemeinsam noch einmal.*

*Und zwar laut!*

*Dann spielen wir Ich seh, ich seh – was du nicht siehst.*

### Mein kleiner Nachbar

Ich sehe meinen kleinen Nachbarn, wie er mit den Fingern schnippt und seitlich in unserem Garten hin und her hüpfpt, ein Lied auf seinen Lippen und immer wieder ein Gegluckse.

Die Abendsonne leuchtet in einem tanzenden Schwarm Mücken über den Gräsern.

Martins Haare schimmern kupfern.

Sie leuchten von weitem über die Hügel.

Und in der Finsternis.

Ein wärmendes Feuer.

Zu jeder Jahreszeit.

*Musst du sterben?*

*Jetzt noch nicht.*

### Mein Tagebuch

Ich schreibe in mein Tagebuch. Welt, lass mich in Ruhe!

Ich springe über den Horizont und bin im Licht.

Alles ist hell und warm und freundlich.

www.kremserbank.at

**KREMSER BANK**   
Was zählt, sind die Menschen.

Tradition ist  
unser Ansporn  
weiterzudenken.

Die **KREMSER BANK** ist stark in der Region verankert. Wir engagieren uns für die Region und ihre Menschen. Und das bereits seit mehr als 150 Jahren. Ein Zeichen für Verlässlichkeit und Beständigkeit. Wir übernehmen auch Verantwortung, wenn es darum geht, Raum für Innovatives zu schaffen. Denn Erfolg hängt nicht nur von Ideen, sondern auch vom richtigen Finanzpartner ab.



## HARALD JÖLLINGER: DAS ZEUG VOM FERDL

---

Also wirklich wahr, das liegt nicht an dem Zeug vom Ferdl. Das liegt am ... ich weiß es ja auch nicht. Auch nicht am Nusschnaps. Was heißt Schnaps, ein Likör ist das, edelster Fusel vom Penny Markt. Kaum 30 Prozent, also fast ohne Alk. Und der hilft gegen die Strahlen, das sagt hier ein jeder.

Ich setz mich gern raus auf ein Bankerl im Park, weil immer nur in der Wohnung ... Da bin ich zwar geschützt gegen die Strahlen, aber immer nur daheim. Am Vormittag hab ich eh raus müssen wegen dem Zeug vom Ferdl. Solides Zeug. Der streckt da nichts mit Mehl oder so. Also sitz ich heute so auf meinem Bankerl. Und ich schluck ein bisschen was, weil schnupfen mag ich nicht. Spül das runter mit dem Nussernen, der gegen die Strahlen hilft.

Und dann schau ich. Weil ich schau gern. Zuerst ein bisschen was schlucken und dann ein bisschen schauen. Das macht mir Spaß. Und man schaut ja, ... Also, wenn man ein bisschen was geschluckt hat, man schaut dann ja viel genauer. Die meisten sagen ja, man wird davon blöd, aber Unsinn. Aufmerksamer wird man. Und man lernt etwas. Über die Welt, über die Natur und über die Strahlen.

Was ich gelernt hab? Na eine Sprache, eine Fremdsprache. Und ich hab gelernt, weil vom Zeug vom Ferdl wird man klug und nicht deppert, ich hab gelernt schneckisch. Ja, schneckisch. Was soll daran so absurd sein?

Also es war so. Da waren zwei Schnecken am Boden. Also schöne Schnecken, nicht so löchrige braune Glitschschnecken, sondern richtige. Mit Haus und so. Weinberg... Oder auch nicht. Jedenfalls ich hör, wie die eine so sagt: „Servus!“ Und die andere Schnecke: „Hallo, grüß dich!“ Höflich sind sie, die Schnecken. Alles auf schneckisch natürlich. Nein, nachsprechen kann ich das nicht, ich versteh zwar schneckisch, aber nachsprechen ... Jedenfalls sagt dann die eine ... Ich sag immer die eine

und die andere. Aber im Ernst, wie soll man die Viecher unterscheiden. Schauen ja alle gleich ... Andererseits, wahrscheinlich sagen die dasselbe über uns. Nein, doch nicht. Weil Schuhe haben wir Menschen verschiedene an. Wahrscheinlich sind wir für die Schnecken Schuhwerk mit undefinierbarem Überbau.

Jedenfalls ich hör den Schnecken weiter zu, und wie gesagt, das liegt nicht am Zeug vom Ferdl. Vielleicht liegt's an den Strahlen, aber das kann man nicht wissen. Und die reden so. Übers Wetter. „Heiß wird's morgen.“ – „Nein, ich hab gehört es kommt Regen und Abkühlung.“ – „Na, werden wir ja sehen.“ Wie man halt so daher plauscht.

Dann reden die zwei so über die Gesundheit. Sagt der eine Schnecke, dass er blad geworden ist in letzter Zeit vom vielen Salatfressen. Sagt der andere, dass man vom Salatfressen doch nicht blad wird. Sagt wieder der eine: Doch, weil es war ein Wurstsalat. Sagt wieder der andere, dass das gefährlich ist mit dem Wurstsalat, wegen den Strahlen. Und, nein das liegt nicht am Zeug vom Ferdl und nicht am Nussernen, und für einen Schmah wär mir das zu flach. Jedenfalls sagt der eine Schnecke, der mit dem Wurstsalat, dass ihm sein Haus langsam zu klein wird. Und der andere erzählt, wie viel er abgenommen hat seit er dieses Yoga macht. Und dass er jetzt immer rausrutscht aus seinem Haus. Nein, Himmelherrgott, das war wirklich so. So etwas fantasiert man doch nicht, das war so. Und dann haben sie noch geredet darüber, dass so ein Haus, also so ein Schneckenhaus schon wichtig ist, weil es ja schützt gegen die Strahlen.

Jedenfalls, schaut der Yogaschneck so nachdenklich. Schaut sich das Haus vom Wurstsalatschneck an. Umkreist das Haus vom Wurstsalatschneck. Das dauert ja. Halbe Stunde sicher. Dann schaut der Wurstsalatschneck das Haus vom Yogaschneck an. Umkreist das Haus vom Yogaschneck. Das hat fast eine Dreiviertelstunde gedau-

- 
- > **Harald Jöllinger**, geboren 1973 in Mödling; lebt in Maria Enzersdorf, schreibt Nonsens, schwarzhumorige Lyrik und Kurzprosa. Teilnehmer der Celler Schule 2007 und Gewinner des Irseer Pegasus 2013. Absolvent der Leondinger Akademie für Literatur 2016. Publikumspreis bei der Nacht der schlechten Texte in Villach 2016. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften (u.a. „kolik“ und „DUM“). 2008 im Memoiren-Verlag Bauschke erschienen „Schlichte Gedichte“.
-

## flimmern.fischen no. 4

---

ert. Weniger sportlich halt, der Wurstsalatschneck. Aber mir war's egal. War ja noch das Zeug vom Ferdl da. Und auch wenn ich im Freien gegessen bin, das hilft ja auch gegen die Strahlen. Dann haben die zwei zum Denken begonnen. Schneckendenk. Manche sagen, Schneckendenk ist besonders gründlich, aber sicher ist, es dauert lang. Mir war's wurscht, ich hab meinen Nussernen gründlich verkostet. Und just, wie ich den letzten Schluck durch die Gurgel ... Die beiden Schnecken unisono: „Tauschen wir!“

Kriechen die jeweils aus ..., ja da stimmt. Nein, nix mit Zeug vom Ferdl, das war in Ordnung. Die kriechen aus ihrem Haus heraus. Ich muss sagen, schirch, so Weinberg-oder was das halt für Schnecken waren, ohne Haus. Und dann ins jeweils andere rückwärts wieder hinein. „Ja bequemer so“, sagt die eine. „Für mich auch.“ „Also dann ...“ Und sie drehen sich so, dass sie sich mit den Köpfen gegenüber stehen und klatschen sich mit den Fühlern ab. Dann kriechen sie aneinander vorbei, sagen sowas wie „Pfirti!“ und ziehen von dannen.

Und ich schau ihnen noch zu und denk mir, dass das doch ziemlich gutes Zeug war vom Ferdl und dass ich morgen vielleicht wieder ... Ich brauch das ja auch gegen die Strahlen. Und zum Schlafen weil's so warm war, hab ich mich einfach auf das Bankerl im Park gelegt. Da waren mir die Strahlen wurscht. Oder auch Wurstsalat.

Schnee flockt klein und leise an den Umrissen meines Körpers vorbei,  
er tanzt vor der Nase,  
er stürmt und weht gegen mein Gesicht  
er macht mein Kinn rot,  
der Rotz läuft.  
In den Ohren das Sausen,  
auf den Oberschenkeln das Brennen  
unter den Schuhen ein Rutschen und Knirschen.  
Ich verliere mich im weiß.

Die Nachbarin schrumpft klein und runzlig neben der Tür deiner Wohnung,  
sie wartet auf einen am Gang,  
und tanzt und singt.  
In ihr stürmt's, alle Erinnerungen hängen wirr an einem Seil;  
wenn du ihr Komplimente machst,  
machst du ihr Gesicht rot.  
In ihren Ohren das Sausen,  
aus ihrer Wohnung zieht's kühl  
unter den Patschen ein Stauben und Knistern.  
Sie verliert sich im weiß.

Das Salz auf den Straßen  
rändert das Leder der Stiefel,  
ein perverses Geräusch mit jedem Schritt.  
manchmal wird man rot,  
wenn man merkt, wie glücklich man ist.  
wir sehen auf den Straßen,  
wie all der anderen Zweifel und unsere  
im Rotz ersaufen.  
wir sehen anderen hinterher beim voneinander weglaufen,  
und bestrafen uns mit verzögertem Grinsen  
und anhaltendem Schweigen.  
Auf unseren Zungen ein Brennen,  
In unserer Brust ein Sausen,  
unter den Schuhen Luft,  
und Wasser, also Schnee!

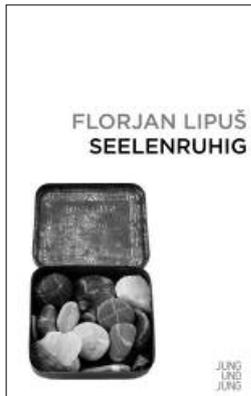
Oh Weh  
Weh Oh

warum ist alles so hell?  
warum leuchtet und  
schreit alles  
so

*(Anna-Lena Obermoser)*

# DIE BESTEN SEITEN

---



**FLORJAN LIPUŠ.**  
**SEELERUHIIG.**  
Erzählung.  
Jung und Jung. 2017.  
Das Original erschien  
2015 im Verlag Litera in  
Maribor.  
ISBN: 978-3-99027-099-8

## SEELERUHIIG

Rezension von Martin Heidl

„Ein großer Dichter lässt sein Leben an sich und uns vorüberziehen und betrachtet es mit ruhiger Seele, gelassen und erfahrungsreich.

Florjan Lipuš bringt es fertig, darin nicht nur ein ganzes Leben, sondern vor allem das Leben als Ganzes unterzubringen: von den ersten Wahrnehmungen und den Nöten des Aufwachsens und den Schwierigkeiten, sich in der Welt der anderen zurechtzufinden, über die ersten Glücksmomente der Begierde und der Liebe bis zu dem letzten Blick der Augen auf eine Welt, die man, auch wenn sie nicht immer verlockend war, doch nur ungern verließ.

Der Autor berichtet mit erstaunlicher Gelassenheit seine Biografie vom Aufwachsen in bäuerlicher Umgebung und gebunden in einer Familie, die von den Entsetzlichkeiten der Geschichte nicht verschont wurde. Ebenso erzählt er vom Aufwachen unter den verstohlenen Blicken einer Jungen, mit der er noch als Alter das Leben teilt.

Lipuš erzählt so, dass man die Erde riecht, auf der sein Protagonist aufwächst, und die Luft einatmet, die die Menschen dort wie überall mit der Natur teilen.“

Soweit der Verlag und genauso trifft das „Büchlein“ mit bloß an die hundert Seiten auf die geneigte Leserin und den geneigten Leser. Übersetzt aus dem Slowenischen von Johann Strutz, geboren 1949, der als Literaturwissenschaftler und Übersetzer in Ruden/Ruda, Kärnten, lebt.

„Florjan Lipuš wurde 1937 in Lobnig/Lobnik in der Gemeinde Eisenkappel/Železna Kapla geboren, seine Mutter wurde im KZ Ravensbrück umgebracht – die Verfolgung der Kärntner Slowenen während des NS-Terrors ist bis heute ein wenig bekanntes Kapitel österreichischer Zeitgeschichte. Die Deportation und Ermordung der Mutter als Angehörige der slowenischen Minderheit in Kärnten während der NS-Zeit: sie sind Dreh- und Angelpunkte des literarischen Schaffens von Florjan Lipuš. Und es ist die Figur des Vaters, der zur Wehrmacht eingezogen wurde, nach dem Krieg zurückkehrte, noch einmal heiratete und sich vor allem durch Härte in allem und gegen alles auszeichnete, die maßgeblich das Werk von Florjan Lipuš prägt.“

„Der Stein mit seinem fest in der Erde vergrabenen Schweigen war der passende Ort, an dem er sich an alles Vergangene erinnerte und sich voll Eifer und nicht zum ersten Mal darüber wunderte, daß gerade er unwiderruflich da ist, unter jenen Auserwählten, die am Leben sind.“

Steht auf der Rückseite des Einbandes. Auf der Vorderseite das Bild einer verrosteten Dose, befüllt mit schweigenden Steinen.

Das macht die Schönheit des Buches aus; das kleine Detail, welches eine große Wirkung hat und eine Seelenschau ins Sein bewirken kann.

Florjan Lipuš nimmt uns seelenruhig mit auf die Reise durch das Leben. Zur Versöhnung mit seinem schweigenden Vater – „Er ist zum Ort der Kindheit zurückgekehrt, aber es war kein Anfang, kein Ende, keine Mitte, sondern eine kaum erkennbare Markierung auf der Zeitlinie, eine Notiz nur, ein neuer Abdruck in diesem Kreisen, ein flüchtiger Kratzer“ teilt er uns mit auf Seite 104, beinahe am Ende des Buches.

Man achtet darauf langsam und konzentriert zu lesen, das Tempo des Verfassers zu erreichen, um nur ja nichts zu versäumen, kein Bild zu verpassen, welches da mit sprachlicher Wucht, poetisch schön, vorbei zieht und Spuren des eigenen Erinnerns hinterläßt.

Ein Buch, welches man immer wieder gern zur Hand nimmt, um darin zu blättern und gedankenverloren auf einer Parkbank dem Fließen des Flusses zusieht.



**ANTONIO FIAN.**  
**MACH ES WIE**  
**DIE EIERUHR.**  
**Droschl. 2018.**  
**ISBN 9783990590119**

## **KEIN DRAMA, KEIN WITZ, ABER VON BEIDEM GENUG: MACH ES WIE DIE EIERUHR**

**Rezension von Markus Köhle**

Antonio Fian kennt man. Entweder man liest regelmäßig im Standard seine Dramolette, man kennt ihn von Auftritten mit dem Kollegium Kalksburg oder hat ihn sonstwo einmal lesen gehört und das nicht mehr vergessen. Denn Antonio Fian kann sich nicht nur Dialekte sondern auch Stile von Autor\_innen aneignen wie kein anderer. Neben den zwei Romanen, zahlreichen Dramolett- und Erzählbänden erscheinen immer wieder auch Gedichtbände von Antonio Fian und die sind stets mehr als nur ein Vergnügen. Denn Antonio Fian stellt sich in den Dienst der Sprache ohne diese je zum Selbstzweck werden zu lassen. Seine Texte haben immer Inhalt und Form. Er behaut die Gegenwart und feinzisiert Alltagsbruchstücke. Nur allzu legitim, dass er zu Beginn von „Mach es wie die Eieruhr“ seinen Werkzeugkasten – die deutsche Sprache samt Dialektvarianten – besingt, um sich dann munter und heiter an die Arbeit zu machen und – Zitat – „plötzlich zack / gedicht“ (S. 15). Das Tool – die Sprache. Die Skills – das Geschick, Metrum und Reim, Form und Stil zum Klingen, zum Schweben oder auch mal zum Abstürzen zu bringen. Alles immer vorsätzlich und gerne auch hinterfotzig. Fians Sprachgeflechte sind im Idealfall fliegende Teppiche, die einen flugs in diverse österreichische Zustände entführen. Oftmals genügen 4 Zeilen, um eine ganze österreichische Welt zu zeichnen. So kann man mit Fians Gedichten Vierzeilenreisen unternehmen mit Fahrtrichtung „Linz und Retz“ oder Land & Leute, oder Gestern und Heute oder Vergänglichkeit und Versöhnlichkeit oder Ungereimtes und lustvoll Gebrochenes.

Die Lust am Zeichnen scheint Fian nicht nur in der Covergestaltung sondern auch in den Bildgeschichtengedichten von Murmлер & Laller (Teil zwei und vier des Buches) überkommen zu sein. Das sind Vierbildgeschichten. 4 Bilder, 2 Figuren, 1 Ereignis. Das kann schon auch bloßes Warten im Garten sein. Dass das nach Beckett klingt, ist schon in Ordnung. Die Kapitel tragen Titel wie: Der Streit, Die Kuh, Der Russe oder Gott. Philosophische 4-Bild-4-Zeilen-Witze könnte man Murmлер & Lallers Erlebnisse nennen. In Teil 4 hat Murmлер dann noch einen Auftritt: Dieses Solo für Murmлер in Armenien endet mit Eiern und anderen Wurfgeschossen für Murmлер und seine interkulturellen Faux pas.

Um kaiserliche Fehltritte geht es in Teil drei, den Limericks und im Speziellen den Ischlericks. Im Strengen der formalen und inhaltlichen Vorgaben sprengen die Ischlericks kaiserlich-private Tabus und sonstige Grenzen. Handlungs- und Entstehungsort: Bad Ischl; Figuren: Kaiser Franzl und/oder Sisi; Form: Limerick (aabba). Die Lieder und Gesänge schließlich im fünften Teil des Buches sind eine Berg- und Talfahrt, eine emotionale Achter- und eine österreichische Geisterbahn. Die Lieder haben eine melancholische Schlagseite, die Abgesänge lassen das Pathos hochleben. Das ist in Summe eine tolle Mischung.

Antonio Fian nimmt sich Großes und macht es klein, drückt große österreichische Themen in kleine, bewehrte Formen; schreckt vor nichts zurück, macht den Schreck lächerlich und spricht das Unerhörte kurz und klar aus. Und so stecken in „Mach es wie die Eieruhr“ mehr urösterreichische Themen als in den meisten um Gegenwarts- und Geschichtsbewusstsein bemühten Wälzern. Und lachen darf man dabei auch noch und zwar nicht zu knapp.

## INFOS

**DUM – DAS ULTIMATIVE MAGAZIN**  
c/o Wolfgang Kühn  
Heiligensteinstraße 40  
3561 ZÖBING  
Tel: 0664/4327973, Fax: 02732/83993  
www.dum.at  
e-mail: dummail@gmx.at oder  
ZVR: 821517359

### **Rechte:**

Mit der Einreichung seines Manuskriptes räumt der Autor/ die Autorin dem Verein automatisch das Recht der Veröffentlichung in dieser Zeitschrift ein, wobei sich der Autor/die Autorin das Recht vorbehält, die Manuskripte auch in anderen Zeitschriften, Anthologien, etc. zu veröffentlichen, vorausgesetzt DUM wird durch diese Veröffentlichung schadlos gehalten.

### **Anzeigentarife:**

Der Tarif für eine 1/4 Seite Inserat (Balkenform),  
Auflage: 1.000 Stück, beträgt 150 € (inkl.).  
Für 4 Einschaltungen gewähren wir 25% Rabatt.

**DUM – Das Ultimative Magazin möchte sich auf diesem Wege bei allen Firmen, die in der vorliegenden Ausgabe vertreten sind, herzlich bedanken.**

# SALON

## 04-06/2018

Der aktuelle Veranstaltungskalender

---

- >> SONNTAG, 22. APRIL 2018  
**PRÄSENTATION DUM 85**  
Lesungen von Autorinnen und Autoren aus DUM 85 und „& Radieschen“  
Es lesen aus DUM 85: Markus Grundtner, Ursula Kiesling, Martin Peichl und Barbara Rieger  
Ort: Café Anno, Lerchenfelderstraße 132, 1080 Wien  
Beginn: 20 Uhr, Eintritt: frei  
Infos: [www.dum.at](http://www.dum.at)
- 
- >> SONNTAG, 24. JUNI 2018  
**PRÄSENTATION DUM 86**  
Lesungen von Autorinnen und Autoren aus DUM 86 und „& Radieschen“  
Beginn: 20 Uhr  
Ort: Café Anno, Lerchenfelderstraße 132, 1080 Wien  
Eintritt: frei  
Infos: [www.dum.at](http://www.dum.at)
- 



---

DUM – DAS ULTIMATIVE MAGAZIN wird unterstützt von:

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH  
KUNST

KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH 